

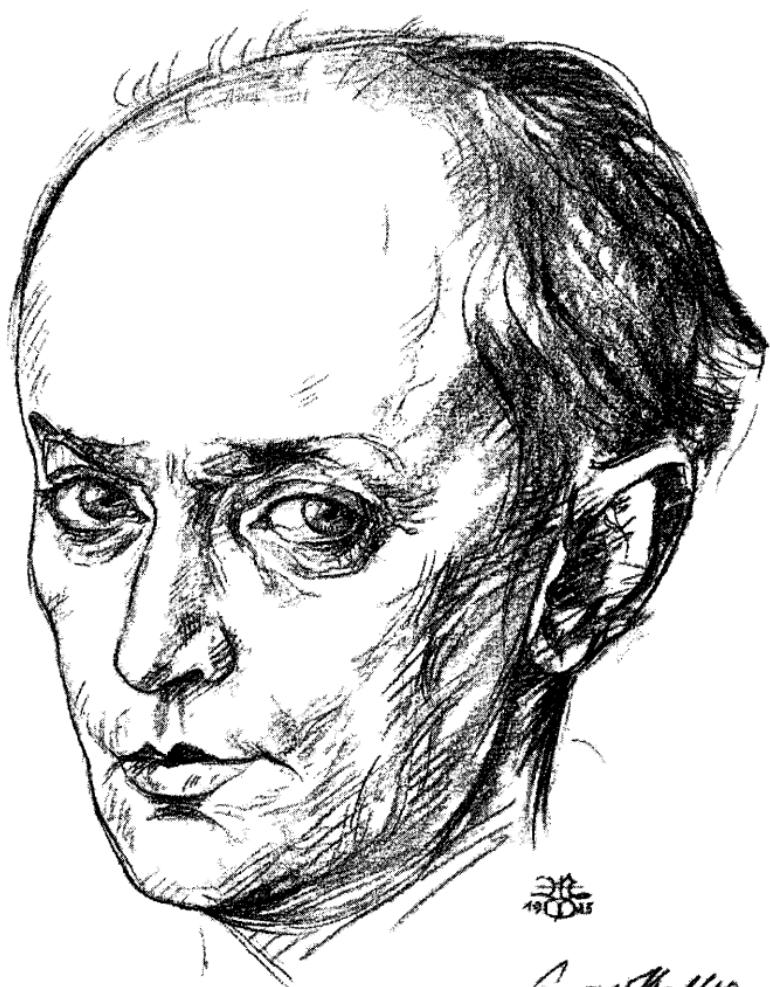


Fl 7298



D o r f j u n g e





33
1904

Paul Heller

Paul Reitter
Dorfjungen

Bergstader Verlag Breslau
1933: -



18265

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten

Copyright 1925 by Bergstadtverlag Breslau

1. — 20. Tausend

Einband und Bildschmuck sind von Max Odor

Druck von Wilh. Gottl. Korn, Breslau



Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung	7
Von meinem Großvater	9
Vorfrühling	23
Die fünf Waldstädte.....	37
Gedeon.....	77
Das Nißlasschiff.....	97
Herbstabend	111
Die Gewissenserforschung	116
Wie ich mit dem lieben Gott im Schlitten fuhr .	124
Wie ich einmal an den Kaiser schrieb	132
Der Guckkasten	143
Mein Ross und ich.....	159
Wie ich Dichter wurde.....	167

N. B. „Vorfrühling“, „Nißlasschiff“ und „Guckkasten“ sind mit Genehmigung des Verlegers Franz Schöningh in Paderborn den dort erschienenen Büchern: Das „Nißlasschiff“ und „In deiner Kammer“ entnommen.

Einleitung

Am Abend und am Morgen ist der Himmel rot. Am Abend und am Morgen ist die Luft kühler als am Tag, singen die Vögel heller, ist der Wald frischer, ist die Welt freundlicher. So auch in den Morgenstunden und in der Abendzeit des einen flüchtigen Tages, der das Menschenleben heißt. Abend und Morgen sind einander näher verwandt als dem Tage. Ihr Gemeinsames ist, daß der Mensch an seinem Morgen in ein Leben hineinwächst, das ihm noch fremd ist, und am Abend langsam einem anderen Leben sich nährt, das er nicht kennt. Kinder bleiben wir immer, weil wir immer neu werden müssen.

In den Jahren meiner Wanderung bin ich oft nach meinem alten Kinderlande zurückgekehrt, manchmal nur von den Hügeln der Erinnerung aus in sehnsüchtiger Schau, öfter aber auch, indem ich nach Hause fuhr, die alte Straße entlang wanderte und in alle Seitengäßchen ging, bei Vater und Mutter einkehrte und bei alten Freunden. Sonntags hörte ich in der Kirche die alten Lieder, und wenn ich über den Friedhof wanderte, stand auf jeder Grabtafel ein Name, den ich kannte. Niemals versäumte ich, über die Felder zu gehen, ich wußte ja von der kleinsten Parzelle, wem sie gehörte und wie es um ihre Ertragsfähigkeit stand. Der Dorfjunge ist in mir so lebendig geblieben, daß ich noch jetzt immer um das Wetter bange,

ob es auch im Frühjahr nicht zuviel Trockenheit, im Sommer nicht zu viel Regen, im Winter genügend Schnee bringe. Ich bin meiner Kinderheimat treu verbunden geblieben, habe nichts von ihrer Art, Sprache, Gewohnheit, ihren Mühen und Freuden aus den Augen verloren. Ich war Dorfjunge so durch und durch, daß ich wohl Dorfjungengeschichten schreiben konnte. Sie sind im Laufe vieler Jahre entstanden, in meinen Büchern verstreut und erscheinen hier zum ersten Male gesammelt. Ein paar Stücke, die noch nicht in meinen Büchern stehen, sind dazu gekommen.

Möge es dem „Dorfjungen“ gut gehen! Ich denke, man wird zugeben, daß er ein gesunder Bursche ist, manchmal ein bißchen frech und voll spitzbübischer Schelmerei; aber das gehört dazu. Die Jungen sollen erkennen, wie sie sind, die Alten, wie sie waren. Ein leichter Morgenwind fährt durch alle Jugend; wem er aber in der Schwüle der Not oder durch lieblose Art der Erzieher erstarrt, der ist bitter zu beklagen.

Ich war einmal ein armer, aber herzfröhlicher Dorfjunge, dafür danke ich Gott und allen denen, die mir meine Kindheit so liebevoll und verständig betreuten.

Breslau, im Juli 1925.

Paul Keller.

Von meinem Großvater

Arbeit und Leid.

„Zehn „Morgen“ Ackerland sind $2\frac{1}{2}$ Hektar. So groß war das Besitztum meines Großvaters. An Viehstand besaß er zwei Kühe, ein Schwein, das jährlich zweimal „erneuert“ werden musste, einen Hund und eine Katze, also fünf Tiere. Kinder waren acht. Mit fünf von ihnen musste der Großvater, als schon alle verheiratet gewesen waren, zu Grabe gehen. Die verwaisten Enkel musste er in sein Haus aufnehmen, sie nähren und kleiden. Dann kam noch ein schwerer Prozeß, der sich wohl an die drei Jahre hinzog und viel Geld kostete. Leicht hat es Johann Keller nicht gehabt. Aber er war der fröhlichste Mann des ganzen Dorfes, wohl, weil er trotz seines Bauernfittels ein Philosoph war, den kein Ungemach zerbrach. Bei allem Fleiß, bei aller Fröhlichkeit des Großvaters aber wäre es doch wohl auf seiner schmalen Hube mit den vielen Essern recht traurig hergegangen; wir hätten hungern müssen. Aber niemand von uns hat gehungert oder auch nur gedurkt.

Die Saugpumpe! Die „saugte“ Geld heran. Überall im weiten Umkreise, wo die Wasserversorgung nicht funktionierte, wurde nach Johann Keller gerufen. Manchmal wurde er mit einem Gefährt abgeholt. Das war in ganz dringlichen Fällen, wenn die Wassernot schon bis an den Hals reichte. Ich prägte damals das geistreiche

Wort: „Bei Wassersnot“ ersauft man, bei „Wassernot“ verdurstet man. Das alles macht so ein kleines „Ringel-s“. Und in der Schule prahlte ich: „Meinen Großvater holten sie heut wieder mal „per Achse“. Abgeholt haben sie ihn oft „per Achse“, aber nach Hause haben sie ihn immer zu Fuß gehen lassen. Mich wunderte das; aber später habe ich im Leben das gelernt: wenn dich jemand dringend braucht, so wird er außerordentlich höflich sein; aber wenn sein Wunsch erfüllt ist, dann wird sich die Hochachtung vermindern.

Meine Großmutter, Christiane Keller, war von Gemütsart das gerade Gegenteil ihres Mannes. Herb von Natur, durch tägliche schwere Arbeit und durch vieles Herzleid unfroh gemacht, war sie nervös und fast schermüdig geworden. Ich erinnere mich nur, sie einmal lachen gesehen zu haben und erinnere mich nicht, daß sie dem Großvater ein liebes Wort gegeben hätte. Aber sie liebte ihn trotzdem. Wenn er auf „Brunnenarbeit“ war, litt sie immer schreckliche Angst. „Da friecht er nun auf solchen wackligen Leitern in diese „Löcher!“ Wie leicht kann er verunglücken!“

Sie atmete auf, wenn er abends todmüde nach Hause kam. Dann bereitete sie so freundlich, wie sie es vermochte, das Mahl, und Großvater sagte befriedigt: „23 Böhm habe ich heute verdient;“ Dreiundzwanzig „Böhm“ in hochdeutsche Valuta übersetzt, sind 2 Mark 30 Pfennige.

Das Rotkehlchen.

In jeder richtigen Bauernstube gibt es Schaben. Die wohnen an dem großen Ofen. Mit Insektenpulver

ließen wir uns nicht ein. Da hätte der Hund oder die Katze dran leiden können, oder die kleine Bertha könnte denken, das sei Kuchenstreusel. Wir fingen im Herbst mittels eines Vogelfestens ein Rotkehlchen. Der Großvater sagte: „Das ist vernünftig; denn erstens macht es Spaß, zweitens braucht es im Winter nicht zu frieren und zu hungern, und drittens frisst es die Schwaben.“ Hierzu muß bemerkt werden, daß in Schlesien die Schaben „Schwaben“ heißen. Wahrscheinlich heißen in Schwaben die Schaben „Schlesinger“. Es wäre nicht mehr als recht und billig.

Wenn wir nun das Rotkehlchen im Kasten hatten, trugen wir es sorgsam nach Hause. Unterwegs redeten wir dem verängstigten Tierchen gut zu. „Fürcht' dich nicht! Sollst es gut haben, fast so gut wie unser Hund!“ — „Und“, sagte ich, „die Katze mache ich morgen tot.“ Da zwinkerte der Großvater das Rotkehlchen an und sagte: „Schwindel! Laß dir nichts vorreden!“

Dann ließen wir das Rotkehlchen in der großen Bauernstube, die sechs Fenster hatte, fliegen. Es wurde bald so zähm, daß es auf den Tisch kam und sich sein Teil wegholte. Alle passten auf die Katze auf. Der Hund war ein so dummguter Kerl, daß ihm das Rotkehlchen auf den Kopf flog und ihn ins Ohr piekete. Höchstens daß er mal leise brummte: „Laß das! Es zwidet mich!“ Aber das Rotkehlchen ließ es nicht. Da ließ sich der Hund zwicken. Das Rotkehlchen flog wie ein kleines, rotbrüstiges Wunder den ganzen langen Winter durch unsere Stube. Manchmal sahen wir drei, das Rotkehlchen und ich und der Hund traurig durch die Eisblumen zum Fenster

hinaus und wünschten, daß es Sommer würde. Aber gleich darauf waren wir alle wieder lustig.

Das ging so bis zum St. Georgstag, dem 23. April. An diesem Tage ist für die schlesischen Bauern der Winter aus. Ich erhielt dann stets vom Großvater die Erlaubnis, nach Belieben barfuß zu gehen, und an diesem Tage wurde das Rotkehlchen entlassen. Ich trennte mich mit großem Schmerz von dem lieben Tierchen. Dem Hunde war's egal. Traurig sagte ich zum Großvater: „Die Schwaben sind zwar weg, aber sie haben doch in die Risse hinter dem Ofen Eier gelegt. Da werden wieder Kleine! Vielleicht eine Million!“

„Zwei Millionen,“ sagte der Großvater; „aber wenn ich dich jetzt den ganzen Sommer über einsperre und du solltest von zwei Millionen eben ausgekrochener Schwaben leben, da würdest du abmagern.“

„Es war diesmal ein so tüchtiges Rotkehlchen,“ sagte ich noch. Aber auch das nutzte nichts.

Da ließen wir's dann fliegen, und ich rannte hinterher und fand es nicht mehr und setzte mich ins junge Frühlingsgras und weinte ein wenig um den entchwundenen Freund. Der aber war im Freien, im Grünen.

Zwei Zusammenstöße.

Zweimal aber hat mich mein Großvater auch geschlagen. Es war in jedem Halle zwar nur um eine Ohrfeige zu tun, aber jede dieser Ohrfeigen war von geradezu elementarer Gewalt. In beiden Hällen handelte es sich um verbotenes Lachen.

Wenn man einem Menschen verbietet, zu lachen, so lacht er. Sag bloß einem mit richtigem Ernst: „Däß du jetzt ja nicht lachst,” dann wird er lachen, auch ohne, daß etwas zu belachen da ist. Ich war einmal bei einem Begräbnis, das an sich traurig genug war. Der Prediger wurde von einer aufdringlichen Wespe bedrängt, die es auf seine Nase abgesehen hatte. Der Geistliche schlug mit der Hand, fuchtelte mit seinem Taschentuche und machte dadurch das Tier immer erboster. So ging Angriff und Abwehr eine Weile, bis plötzlich einer der Begräbnisteilnehmer ausplatzte. Und nun lachte die ganze Gesellschaft, die um das Grab stand.

Ist es etwas Lächerliches, wenn sich ein Mensch gegen ein zudringliches Insekt wehrt? Es wurde nur gelacht, weil das Lachen durch die Sachlage verboten war. Diese allgemeinen Bemerkungen sollen dazu dienen, meine Vergehen gegen meinen Großvater in einem mildernden Lichte erscheinen zu lassen.

Der erste Fall ereignete sich folgendermaßen: Der Großvater hatte auf unserer Aue einen Baum ausgerodet. Aber da steckte in der Erde noch eine Wurzel, diese wollte er heraushaben. Ich sah zu. Er zog also aus Leibeskraften an der Wurzel, so daß sein Gesicht blaurot wurde und die Adern an Schläfen und Hals dick anschwollen. Ich dachte gerade mit einem unangenehm angenehmen Gruseln: Jetzt wird ihn wahrscheinlich der Schlag rühren, da geschah etwas ganz anderes. Die Wurzel riß in der Erde ab, und der Großvater schlug nach hinten einen geradezu erstaunlichen Kobolz. Ich schrie vor Vergnügen und klatschte Beifall. Da sprang

der Großvater blitzschnell auf; ich geriet plötzlich aus der vertikalen Stellung in die horizontale, schlichter ausgedrückt, ich flog auf den Rücken, und da lag ich denn in einem gewissen Dämmerzustande neben der entwurzelten Wurzel. — — —

Im zweiten Halle war meine Cousine Bertha schuld. Bertha besaß trotz ihrer elf Jahre noch keinen richtigen Lebensernst, auch hatte sie keine kritischen Fähigkeiten, wie sie literarischen Kindern von heute eigen sind. Bertha war ein findisches Ding, das sich einfach seines Lebens freute, und sie lachte viel, am öftesten aber über mich.

Einmal beim Mittagessen fragte ich sie leise, ob sie wohl wisse, warum die Haare, die der Hase an seiner Schnauze habe, „Spürhaare“ hießen. Die Worte „Hase“ und „Schnauze“ hatten sie schon mächtig zum Lachen gereizt, bei „Spürhaare“ platzte sie aus. Da schlug der Großvater der an meiner anderen Seite saß, mit zwei harten Bauernfingern auf die Tischkante und wiederholte das schon oft gegebene Verbot: „Beim Essen wird nicht gelacht!“ Das Essen hielt der Großvater für eine ernste und wichtige Sache, weil da die Quelle der Arbeitskraft ist. Ich merkte, wie es in meiner Cousine wegen der Spürhaare rumorte, und da versührte mich ein böser Kobold, ihr die Lösung zuzutuscheln: „Wenn man ihn daran zieht, da spürt er's!“ Ich weiß bloß noch, daß Bertha die Suppe über den Tisch prustete, und dann lag ich in einem entfernten Stubenwinkel. Unser Hund kam, betrachtete nachdenklichen Angesichts diesen Fall, beschupperte meine Herzgrube und mein Gesicht, stellte fest, daß ich noch am

Leben sei und meldete schwanzwedelnd diesen Befund bei Tische. Für diese ärztliche Bemühung erhielt er als Honorar einen Knochen.

Das waren die beiden Hälle, wo es in des Wortes wahrster Bedeutung zwischen dem Großvater und mir zu Zusammenstößen kam. Sie waren für mich unerwartet, heftig und schmerhaft, haben aber unser gutes Einvernehmen nur ganz vorübergehend gestört. Nach dem ersten Halle war ich auf den Großvater drei Tage lang „böse“, beim zweiten nur zwei.

Das Augenmittel.

Als Johann Keller etwas über 50 Jahre alt war, glaubte er, jetzt müsse er wohl eine Brille haben. Zu uns kamen öfters Handelsfrauen, die führten drei Artikel: Erstens Jerusalemer Balsam. Ich glaube der Jerusalemer Balsam wurde damals in Neisse gemacht. Er half für „böse“ Singer und so. Den Balsam kauften wir auf Vorrat. Zweitens Patent-Seife. Davon gingen die Sommersprossen und alle Hautpusteln weg. Die Seife kauften wir nicht, dieweil wir nichts derartiges Aussäiges hatten. Drittens Brillen. Es hieß, sie seien aus Rathenow, der größten Brillenstadt der Welt. Das Gestell war aus Draht, die Linsen waren aus Glas. Jedweder konnte alles ausprobieren und ausuchen, was für ihn „paßte“. Meine Großmutter, die äußerst sparsam war, kaufte sich eine solche Brille. Johann aber sagte zur Handelsfrau: „Glauben Sie, ich wolle mir meine hübschen Augen verderben?“ Die Händlerin lachte leise über die „hübschen

Augen“, die Großmutter lachte laut. Das war das einzige Mal, da ich sie lachen hörte. Aber Johann fuhr fort: „Ich geh zum Doktor nach Schweidnitz und lasse meine Augen nachsehen.“ Die Großmutter hielt das für sündhaftesten Hochmut.

Der Doktor in Schweidnitz war ein ziemlich grober Mann. Er sah sich den Bauern an und sagte: „Brille? Quatsch! Kaufen Sie sich lieber eine Schnupftabakdose. Da brauchen Sie keine Brille!“ So wurde anno 1868 ordiniert.

Der Großvater kaufte sich eine Dose und schnupfte zum großen Ärger seiner Christiane ganz mächtig. Und er blieb tatsächlich scharfsichtig bis zu seinem 72. Lebensjahr. Dann erst musste eine Brille heran. Der Großvater pries den Schweidnitzer Doktor als den größten Augenarzt aller Zeiten bis an sein Ende.

Der Nasenheiber.

Mein Großvater hatte eine ziemlich große Nase. Aber da war im Dorfe ein Mann, der hatte ein Riechorgan, mit dem unter den lebenden Wesen nur die Nilpferde und die Elefanten hätten konkurrieren können. Das war der „Nasenheiber“. Er hieß so zur Unterscheidung von den vielen anderen „Heiber“, des „Fluch=Heiber“, des „Sauf=Heiber“, des „Hunde=Heiber“, des „Eingefallenen Schweinstall=Heiber“ und der anderen Heiber. Der Nasenheiber hatte eine Nase, die, so man sie in weiterem Umkreise erschaut hätte, ein Anstoß für das ganze gebildete Europa gewesen wäre.

Ausgerechnet dieses zinnengekrönte Monstrum mußte es sich einfallen lassen, meinen Großvater im Wirtshaus wegen seiner großen, aber immerhin doch noch normalen Nase anzuwulken.

Johann Keller lächelte milde.

„Heiber,“ sagte er, „es ist wahr, ich habe eine große Nase. Was meine Frau ist, die Christiane, mit der ich nun schon acht Kinder habe und also leidlich bekannt bin, die gußt mich manchmal verstohlen an und dann sagt sie sich wahrscheinlich im Innern: „Ich hätt' mir damals auch einen hübscheren Kerl aussuchen können.“ — Aber Heiber, wenn ich mal sterbe, passe ich doch in den Sarg. Aber du! Wenn du vor mir stirbst, da lasse ich dir auf den Sargdeckel ein Häusel bauen, daß du deine Gurke reinstecken kannst. Das Häusel lasse ich zu Ehren des Inhalts rot anstreichen und an die Spitze mache ich 'ne wasserhelle Laterne, die wie ein Tropfen aussieht. Heiber, ich sag dir, wenn du am jüngsten Tage aus diesem Sarge rauskriechst, da lachen die Guten wie die Bösen.“

Die Gerste und der Wind.

Diese kleine Geschichte habe ich selber erst jetzt erfahren. Ein alter Bauer, der den Großvater noch gut gekannt hat, hat sie mir in diesem Frühjahr erzählt. Er sagte: „Damals hat jeder im ganzen Umkreise, der den Johann Keller und seine Christiane kannte, über die Geschichte gelacht.“ Ich war damals schon aus der Heimat fort. Also es war Erntezeit. Die Felder waren fast leer. Nur Johann Keller hatte seine Gerste noch draußen. Der

war immer etwas „hinter der Angst“. Die Großmutter hatte schon tagelang geschimpft, er solle doch endlich mal die Gerste einfahren, aber er hatte immer gesagt: „Es ist noch lange Zeit.“ Da macht er sich endlich auf und ladet ein Riesenfuder auf. Gerade will er dem Dorfe zu, da kommt ein heftiger Wirbelsturm und wirft das Fuder um. Gleichzeitig setzt ein schrecklicher Wolkenbruch mit heftigem Hagelwetter ein. Johann Kellers Gerste wird in den Sumpf gedroschen.

Abends hört die Großmutter auf der Ofenbank und weint. Johann sitzt am Tische und lässt die Christiane etwa zwei Stunden lang weinen. Dann steht er auf und sagt: „Christian, ich garantier' dir: wenn ich den Wind in einem Sacke gehabt hätte, da hätt' ich ihn nicht eher rausgelassen, bis der Johann Keller seine Gerste in der Scheune hatte!“

Die wunderbare Geldvermehrung.

Eines Tages stand die Not wieder einmal vor der Türe Johann Kellers. Die Ernte war noch weit, die Kühe standen vor dem Kalben, gaben also keine Milch, das letzte Schwein war beinahe aufgezehrt, das andere noch nicht fett. Die Großmutter saß in schwerer Sorge auf der Ofenbank, die Hände in die Schürze gewickelt, der Großvater spielte auf dem Tische mit einem Fünfpfennigstücke.

„Das ist nu mein ganzes Geld!“ sagte er, ernster als sonst. Die Großmutter weinte. Da stand Johann lebensmutig auf und sagte: „Ach was, mit einem solchen Kapital lässt sich doch nichts Gescheutes anfangen; ich gehe jetzt

ins Wirtshaus und verfneip' mein ganzes Barvermögen." „Daz̄ du dich nicht unterstehst," jammerte die Großmutter; „das wäre eine schöne Verschwendung!"

„Verschwendung oder nicht," sagte Johann; „ich kauf mir jetzt für all mein Geld einen kleinen Korn."

Er stellte den Fünfpfennig in die Westentasche und ging. Die Großmutter flennte hinter ihm her.

„s letzte Geld trägt er fort!"

Zwei Stunden später kam Johann in ungeheuer vergnügter Stimmung nach Hause.

„Siehst du, Christiane, was das für einen Segen stiftet kann, wenn man mal ins Wirtshaus geht! Ich sitze bei meinem kleinen Korn, da kommt der Sattler-Bauer aus Zirlau. Der sagt: „Schön, daß ich Sie mal treffe, Meister Keller; ich bin Ihnen doch immer noch 10 Mark schuldig." — Ich sagte, ich könne mich darauf nicht besinnen. „Ja, ja," sagte Sattler, „es stimmt. Ich schreib ja alles auf. Von der Rechnung für den neuen Brunnen damals blieben noch 10 Mark Rest."

„Und da sind sie," sagte der Großvater und schüttelte lachend seinen silbernen Reichtum auf den Tisch. Die Großmutter machte ein aufheiterndes Gesicht, zählte das Geld, zählte es noch einmal und sagte dann: „Es sind bloß neun Mark fünfzig."

„Nu, Christiane," lachte Johann, „denfst du etwa, wenn ich so ein Heidengeschäft mache, da werde ich bei einem kleinen Korne sitzen bleiben?"

Zwei Tage später kam neue Brunnenarbeit; eine Kuh kriegte ihr Kalb; das wurde verkauft; es gab wieder Milch; die Not war von der Tür verscheucht.

Ausklang.

Mein Großvater ist über achtzig Jahre alt geworden; er war im Leben nie einen Tag frant. Aber eines Morgens merkte er plötzlich, daß der Tod nahe. Die Großmutter war schon lange vorher gestorben. Der Großvater ließ den Pfarrer holen, bereitete sich auf das Sterben vor und sagte: „Der Paul soll noch einmal kommen, aber Ihr müßt ihm telegraphieren, denn es wird rasch gehen.“ Ich traf den geliebten Alten noch am Leben; zwei Tage später war es zu Ende.

Die Graue Schwester, die ihn pflegte, fragte: „Meister Keller, haben Sie noch einen Wunsch?“ Er schmunzelte und erwiederte: „Ach ja, ich möchte noch gern eine Zigarette rauchen.“ Die Schwester, die doch sah, wie es stand, wunderte sich über das seltsame Begehr, aber da der Arzt befohlen hatte, dem Sterbenden jeden Wunsch zu erfüllen, ging sie tatsächlich nach der Nebenstube und sah sich nach einer Zigarette um. Sie fand auch bald eine. Als sie zurückkam, war Johann Keller tot. Er war ohne den mindesten Todeskampf gestorben. —

Als ich dem Großvater einen Denkstein errichtete, grübelte ich lange, was für einen Spruch ich darauf schreiben sollte. Da dachte ich wieder daran, wieviel Kinder und Kindesfinder in dem Hause dieses armen und doch so fröhlichen Mannes hatten hausen und großwachsen müssen und so ließ ich auf den Stein das milde und tröstliche Heilandswort schreiben: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ Es ist das Wort, mit dem ich zehn Jahre später meinen Roman „Der Sohn der Hagar“ beschloß, dort allerdings in anderem Sinne.



Dorfrühling

Mein Stolz war damals eine kleine Tabakspfeife. Kein Junge im Dorfe außer mir besaß eine solche. Ich hatte das Prachtstück von einem „Kühprinzen“ erhandelt, einem jovialen jungen Manne von etwa sechzehn Jahren, der schon längst aus der Schule war, es aber doch nicht verschmähte, mit uns Schuljungen zu verkehren. Ja, seine Leutseligkeit ging soweit, daß er Schulden bei uns machte. Überhaupt, ein Lebemann war er! An einem einzigen Sonntag Nachmittage — so kam mir ein dunkles Gerücht zu Ohren — hatte er beim „Titschen“ hundertzwanzig Knöpfe verspielt. Und da kam er in Zahlungsschwierigkeiten. Also erschien er bei mir, der ich als Knopftrosus im Dorfe bekannt war, und bot mir einige seiner Güter zum Verkaufe an. Einen kleinen Taschenkamm lehnte ich rundweg ab, aber für ein Taschentuch mit dem Bilde des alten Moltke setzte ich fünfundzwanzig Knöpfe. Das war zu wenig für ihn, und so bot er mir erst zögernd einen kleinen, runden Spiegel und dann nach fürchterlichem Seelenkampfe sein altes Taschenmesser zum Verkaufe. Sechzig Knöpfe war alles, was ich geben wollte. Dem armen Schlucker stand der Schweiß auf der Stirne. „Sechzig sein zu wing,“ leuchte er. Da rückte ich endlich mit meinen selbst-

süchtigen Absichten heraus. „Sei die Seife gäb' ich zweehundert,“ sagte ich lauernd. „Du bist ganz verrüdt,“ antwortete er und verließ mich. Kaltblütig ließ ich ihn laufen.

Am nächsten Abend hatte ich die Pfeife. Der Spielgegner des „Kühprinzen“ hatte gedroht, ihn bei seiner „Braut“ bloßzustellen, wenn er nicht zahle.

Zwanzig Knöpfe musste ich allein für die Drohung bezahlen, da sie der Gläubiger nur auf die Gefahr einer riesigen Tracht Hiebe hin wagen konnte.

*

Mein Großvater, bei dem ich lebte, war nicht nur Landwirt und Brunnenbauer, sondern auch Stellmacher. Nie mehr im Leben habe ich seligere Zeiten verlebt. Wir hatten zwar fast alle Tage Rauhfleisch auf dem Tische; aber er aß das fette, und ich bekam das magere, und wenn's eine Arbeit gab, tat er sie selbst und ließ mich springen. Ich sei nicht für die Arbeit, sagte er. Im Hause meines Großvaters lebte oben in der Giebelstube die alte Blümeln. Zu ihr bin ich oft hinaufgestiegen, und ich dachte immer ans Dornröschen, das zur Spinnerin schleicht. Aber die alte Blümeln spann nie. Im Sommer ging sie rüstig und fleißig zur Arbeit, Tag für Tag, und im Winter war sie, da sie gerade Zeit dazu hatte, immerfort frant. Was ihr fehlte, sagte sie keinem Menschen, mir auch nicht.

Auch an dem Märtage, von dem ich erzählen will, ging ich zur Blümeln. Sie lag im Bette und sah mich

jämmerlich an. In der Stube waren vielleicht dreißig Grad Hitze, und sie hatte noch zwei Tücher um den Kopf gebunden. Da lagte die Arme über Kopfschmerzen.

Ich machte mich der Blümeln so angenehm wie möglich. Ich ließ mir etwas von ihrem seligen Manne erzählen, ich begückte staunend das Bild ihres Sohnes, der beim Militär war, ich legte auf ihren Wunsch noch einmal frische Kohlen aufs Feuer. Dann wurde ich launig. Ich erzählte eine Schnurre vom Alten Fritz, deren Pointe sie aber nicht zu erfassen schien; ich turnte über ihre Stühle, versuchte sechsmal vergebens, auf dem Kopfe zu stehen und raubte ihr endlich gar einen Kuß. Da hatte sie mich verstanden.

„Du willst wull Tobak?“, fragte sie.

„Ach ja, bluß a kleenes bißla,“ bat ich.

„Na, do such dir!“

Augenblicklich lag ich auf der Diele und trock auf allen vieren unter Mutter Blümels Bett. Dort stand ganz im allerhintersten Winkel eine riesige Strohschüssel mit trockenem Tee aller Art. Aus dieser Schüssel bezog ich meinen Bedarf an Rauchtabak.

Ich zog die Schüssel ans Licht und stellte sie auf den Tisch. Dann suchte ich aus der Tasche eine Menge großer und kleiner Dütten hervor und traf meine Auswahl. Zuerst versorgte ich mich mit meiner Lieblingssorte. Mutter Blümeln sah mir mit leidender Miene zu.

„Jüngla, niem ni zu viel Hafferminze,“ sagte sie.

„Aber die roocht sich gerade gutt,“ erwiderte ich.

„Ju, aber ich brauch' se fer a Kupp. Niem lieber

Spitzweger; uff der Lunge hab ich's jiht nich." Also nahm ich Spitzwegerich, ob schon ich ihn wegen seiner dicken Rippen für eine untergeordnete Sorte hielt, versah mich genügend mit Thymian und Baldrian und stellte dann in einer großen Dürre noch eine hochfeine „Mischkulanz“ her. Darauf erbot ich mich freundlich, Mutter Blümeln eine Pfeife vorzurauchen, was sie aber im Hinblick auf ihre angegriffene Gesundheit ablehnte. So verabschiedete ich mich mit vielen Dankesworten und versprach auch, beim Hinausgehen die Türe nicht zu weit aufzureißen.

* * *

Wer schon in einer kleinen Stellmacherwerkstatt war, wird wissen, was ein „Radestod“ ist, und wer's nicht weiß, stelle sich nur ein langes rechtediges Loch in der Diele vor, in das der Stellmacher die Räder stellt, die er bearbeitet. Der Radestod hatte für mich mannsfache Bedeutung. Er war das Gefängnis, in das ich den „Sips“ sperre, wenn er in Ungnade bei mir fiel; er war die Räuberhöhle, in der ich mit meinem Kumpan Karl von allen großen Taten sprach; er war das Bergwerk, in das ich oft mit Laterne und Kohlschaufel stieg; er war der Brunnen, in den ich unzähligemal fiel, ohne je auf Frau Holles grüne Wiese zu kommen; er war das Grab, in das ich mich legte, wenn mir weich ums Herz war und ich tot sein und still liegen und träumen wollte. Jetzt sollte er auch mein Rauchkabinett sein.

Der Großvater saß am Ofen und schlief. Vorsichtig betrachtete ich ihn, im Radestock knieend, dann packte ich auf der Diele meine Tabakvorräte aus. Ich hätte mir gerne eine Pfefferminze geleistet, aber da ein ganz gewöhnlicher Donnerstag war, begnügte ich mich mit Baldrian.

Mein Kopf verschwand unter der Erde. Nur eine Hand langte aus der Höhlung heraus und rieb ein Zündholz gegen die rauhe Diele. Rot und magisch glänzte die dunkle Höhle des Radestodes auf, dann brannte die Pfeife.

O, war das ein Genuss! Ich blies den weißen Rauch aus der dunklen Höhle hinauf ins Lichte. Der Frühlingssturm stieß an die Fenster, die Uhr tickte, die Käze schnurrte, und ich lag so wonnig in der Tiefe und rauchte.

Von Zeit zu Zeit hob ich den Kopf und sah nach dem Großvater. Er führte kuriose Bewegungen aus. Manchmal fuhr er mit der rechten Hand nach der linken Seite, als wenn er jemand eine Ohrfeige geben wollte, und manchmal griff er sich nach dem Beine. Ich tat zwei nachdenkliche Züge, und dann wußte ich's. Säen wollte er gern, und das Reihen hatte er im Beine. Das war, weil's Frühling wurde.

Wieder lag ich ganz still. Von der Zeit träumte ich, da ich ein großer Herr sein und eine Tabakspfeife haben würde, zwei Meter lang, gefüllt mit richtigem Tabak. Ein Heer von Gedanken und Wünschen kam, und unter allen stieg immer der eine große, inbrünstige wieder auf: wenn es mir gelingen möchte, den Rauch

durch die Nase zu blasen. Es gelang nicht; ich mußte nur erschrecklich husten.

Da stand plötzlich der Großvater am Radestock. Wir sahen uns beide erstaunt an, dann mußten wir lächeln. Beide! Und ganz verständnisinnig!

„Däß dir no schlecht wird,” sagte er und ging aus der Stube. Jauchzend blickte ich ihm nach. Die Tabatpfeife war genehmigt.

* * *

Mein Jubelgefühl war so stark, daß mir der Radestock zu eng wurde. Ich lief in den Hof. Der Wind hatte das Tor aufgerissen, und draußen lag das weite Feld. Dort hinaus lief ich. Gleich hinter dem Besitztum des Großvaters stieg der Feldweg zu einer kleinen Anhöhe empor. Auf der blieb ich stehen.

Die Felder lagen schwarz und braun; grau waren die Raine und matt das Grün der Saaten. Harblose Lächen standen in den Niederungen, hie und da war eine abgerissene, verlorene Schneelinie, und die schwarzen Krähen segelten durch die Luft. Es war ein ganz farbiges Bild. Auch die lichten Wolken, die mit der Sonne rangen, waren schön, und auf den Wiesen schüttelten die Weiden ihre langhaarigen Köpfe. Ich stand ganz still, und durch den jungen, gesunden Leib strömte es frühlingskräftig und wonnig. Jetzt dazu noch eine Pfeife rauchen können, dann wäre das Maß des Glückes übervoll. So etwas fiel mir ein. Ach, es gelang nicht, wie ich mich auch bog

und krümmte und die kleine Jade ausbreitete: der Frühlingssturm löschte mir das Licht aus.

So tanzte ich den Berg hinunter. An der Esche passierte noch etwas. Dort wühlte ein Spatz mit seinem harten Schnabel im Moose. Ich vermutete gleich, ein Käferlein werde in dem grünen Bettchen liegen und gar wonnig vom Frühling träumen. Das wollte der Spatz fressen.

Sump! Wenn mich nun der Großvater auch gefressen hätte, als ich vorhin so glücklich in der Tiefe lag!

Ich hob einen Stein auf und warf. Ich traf den Räuber nicht, doch ich verscheuchte ihn. Aber ach, der Stein lag schwer auf dem Moose.

Nun hatte ich vielleicht das Käferlein selber getötet.

* * *

Auf der Dorfstraße erst endeten meine Gewissensbisse. Dort stand der Kühydrinz und titschte — titschte mit seinem alten Gegner. Er war so aufgeregt und so ins Spiel verbissen, daß er mich gar nicht sah. Sein Herr hatte ihn offenbar mit einem Auftrag ins Dorf geschickt, und er war noch nicht zurückgekehrt. Nein, er titschte, der leichtsinnige Mensch. Ich gedachte, ihn zu ärgern.

Hinter einer Mauer stopfte ich meine Pfeife mit meiner besten Sorte — mit Pfefferminze. Ich zündete das edle Kraut an und trat mit einem kurzen Gruß zu den Spielenden. Sie dankten kaum. Aber ich stand behaglich und prozig da und ließ das köstliche Aroma

meines Tabaks dem Kühprinzen beständig unter die Nase streichen. Er schnüffelte, ich glaube, die Augen gingen ihm über, aber er sagte nichts.

Er hatte übrigens grenzenloses Pech, der Kühprinz. Hast bei jedem Wurfe verlor er. Anfangs hielt sich das Spiel in mäßigen Grenzen; zwei Knöpfe auf einen Wurf, das kann ein mutiger Spieler schon wagen. Aber dann artete es aus. Der Kühprinz, der ungeheuer im Verluste war und immer mit meinen Knöpfen bezahlte, bot fünf, endlich sogar zehn Knöpfe auf einen Wurf. Mit Ingrimm sah ich die schönen Knöpfe, von denen ich jeden einzelnen kannte und liebte, in die Tasche des Gegners wandern. Ich warnte — es war umsonst. Der Unglückliche war völlig verblendet. Endlich hatte er bloß noch zwanzig Knöpfe und setzte alles auf einen Wurf. Der Wurf fiel, und — alles war verloren. Mit erbleichtem Gesichte und zitternden Händen, so stand der Kühprinz da. Er war ruinirt! Mechanisch griff er in die Tasche und warf seinem Gegner die letzte Habe vor die Hüse. Mir aber ging zum erstenmal im Leben die Pfeife aus.

Ich weiß nicht, warum ich ihn begleitete. Es war wohl tiefes Mitleid. Ich wollte ihn trösten, mit ihm reden — er gab keine Antwort. Erst als ich ihm riet, er solle sich nie mehr mit dem Heinrich einlassen, tat er einen leisen Fluch.

Der Frühlingswind sang in den Ästen, melancholisch und schaurig, der volle Bach rauschte und dröhnte, und unser Hund lief den Rand entlang und bellte das Wasser an. Mir wurde weich ums Herz.

Alles, was ich an kleiner Münze bei mir trug, es waren sieben Bleiknöpfe, bot ich dem Kühprinzen an. Er könnte ja klein und vorsichtig wieder anfangen, sagte ich gutmütig. Finster schlug er meine Gabe aus. Er werde nie mehr spielen, sagte er. Da tat mir's leid, daß er so ganz mit dem Leben abschließen wollte. Und gerade jetzt, wo der Frühling kam.

Die Gasse, in der wir gingen, war schmal. Rechts und links lagen Gärten mit hohen, verwachsenen Zäunen. Die Ruten bogen sich im Winde, es war schon finster in der Gasse, und der Bach gurgelte so laut. Da fürchtete ich mich plötzlich.

„Ich muß heem,“ sagte ich und blieb stehen. Er sah mich an — tödlich, mit bösen, gelben Augen. Er wollte etwas sagen, aber brachte es nicht gleich heraus, weil es ein schweres, sündiges Wort war.

„Ich muß heem,“ wiederholte ich. „Schloof gesund!“ Da krächzte er mich unvermittelt mit heiserer Stimme an:

„Gib die Seife har!“

„Die Seife? Ich hütt' mich! Die is meine!“

„Gib die Seife har!“

„Ich hab' se gekooft! Ser zweehundert...“

„Gibste de Seife har?“

Das gurgelte er. Und er faßte mich am Halse. Er war einen Kopf größer und wohl doppelt so stark als ich. Er preßte mir die Kehle zusammen. Ganz finster wurde es um mich, und ich fühlte nur den Arm des Räubers. Es lag so ein lähmender Schreck in meinen Gliedern, daß ich mich kaum wehrte. Ich

glaube, ich dachte auch nichts, wie er mich so würgte. Nur der gute Großvater fiel mir auf eine Sekunde ein mit heißem Heimweh.

Das Blut blieb mir im Kopfe stehen, und es war, als ob mir die Stirn auseinanderplatzen sollte. Vielleicht war ich nahe daran, die Besinnung zu verlieren.

Da ließ der starke Bursche meinen Hals los und griff nach meiner Brusttasche. Und da — ich weiß nicht, wie es kam, da holte ich tief Atem und hatte auf einmal Kräfte. Mit einem gewandten Ruck riß ich mich los. Fest preßte ich die linke Hand auf die geliebte Tabakspfeife, die rechte aber, zur Faust geballt, hieb ich dem Räuber gerade auf die Nase.

Ach, es war ein schlechter Hieb. Kein Tröpflein Blut quoll dem Kühprinzen über die Lippen; nur die Augen trännten ihm. Seine Wut aber steigerte sich. Wie ein wildes Tier sprang er abermals gegen mich an. Da gedachte ich, in dieser hohen Not, ihm einen Tritt gegen den Bauch zu versetzen. Ich trat, verlor das Gleichgewicht und fiel auf den Rücken. Der Magen des Kühprinzen hatte für meinen Stiefelabsatz zu hoch gelegen.

Jetzt wäre ich verloren gewesen, wenn nicht ein Wunder passiert wäre. Es passierte eines: nämlich der Kühprinz lag auch. Er war über mich gestolpert. Blitschnell erkannte ich die Lage, blitzschnell fuhr ich in die Höhe, blitzschnell ritt ich dem liegenden Kühprinzen auf dem Rücken. Er brüllte, er schlug mit den Beinen, er versuchte sich zu wälzen, er wollte sich

auf die Hände stützen — alles umsonst; fest saß ich auf dem Rücken, nicht nur mit meiner ganzen furchtbaren Halb-Zentnerlast, sondern auch mit der Kraft einer Schraube, die nach physischen Gesetzen nicht loslassen kann.

Jawohl, der Kühprinz war festgeschraubt!

Ein seliges Siegergefühl überkam mich, auf einen Augenblick wurde meine Phantasie rege, und der Frühlingswind, der durch die Ruten fuhr, grüßte einen Helden, der im dunklen Walde einen Riesen gefällt. Das ganz nahe Wasser aber sang mir ein brausendes Triumphlied.

Vor der Höhe dieses Gefühls erblich auch die niedrige Regung, die mich überkam, dem Kühprinzen zur Strafe für seinen Anfall hundert oder zweihundert Ohrfeigen zu geben und eine Million Püffe gegen den unfrisierten, dicken Schädel. Nein, ich tat ihm gar nichts, ich fragte nur, fragte mit der ganzen vornehmen Ruhe des Überlegenen:

„Wem's is de Seife?“

„Meine is se,“ knirschte er.

Da bekam er doch eine Ohrfeige.

„Kannste die zweihundert Knöppe wiedergeben?“ fragte ich hochdeutsch, um ihm meine Überlegenheit begreiflicher zu machen. Nein, das konnte er nicht. Aber dennoch wollte er die Pfeife. Umsonst wollte er sie! Und er wollte auf, augenblicklich auf, wollte mir's „anstreichen“. Auf diese glänzenden Angebote ging ich nicht ein, und so kam es wieder zu einem furchtbaren Ringen, während dessen der Kühprinz

eine gotteslästerliche Liste von Flüchen und Schimpfnamen über mich ausschüttete.

Und da geschah etwas Unerhörtes. Auf der nahen Brücke erschien Olga, des Kühprinzen „Braut“. Sie freischrie laut auf, als sie uns so ringen sah; der Kühprinz brüllte wie ein Stier und machte wahnsinnige Anstrengungen, frei zu werden; ich aber hielt fest, und da er mich rasend in die Beine zwickte, gab ich ihm wieder zwei schallende Ohrfeigen. Darob überkam die Jungfrau auf der Brücke ein Grausen, und mit dem erschütternden Rufe: „Der Keller ermurkst a Lamprecht! Der Keller ermurkst a Lamprecht!“ stürzte sie fort.

Mochte sie fortstürzen, mochte sie durchs ganze Dorf schreien, sie war lediglich ein Herold meines Ruhmes. Doch was war das? Der Kühprinz lag ganz still und atmete schwer.

„Looß mich uf!“ feuchte er.

„Wem's is de Heife?“ fragte ich.

„Deine!“ sagte er.

„Hab' ich dir se richtig obgekoofst?“ fragte ich wieder.

„Her zweehundert,“ gab er zu.

„Läßte mich jetzt ruhig heemgiehn?“ begehrte ich noch zu wissen.

„Ich tu dir nischt!“ gelobte er.

„Na, do stieh uf!“

Drei Sekunden später standen wir, und einen Moment später — hatte er mich abermals gepackt. Ein maßloser, wütender Haß gegen den Wortbrüchigen überkam mich. Ich hieb, stampfte, biß, spie — jedes Mittel

war mir recht. Dazwischen rief ich: „Sips! Sips! Sips!“
Der Hund erschien. „Niem a, Sips, niem a!“

„O das blödsinnige Tier! Es erfaßt nicht, daß sein junger Herr ringt auf Leben und Tod, es steht da und bellt kindisch, wie es vorhin das Wasser angebellt hat. Es meint, all diese großen Vorfrühlingsereignisse seien lediglich zu seinem Vergnügen da.“

Inzwischen wird mein Atem schneller, kürzer, feuchender; der Schweiß perlt von meiner Stirn, ein heißes Zittern fliegt über den maßlos angestrengten Körper.

Da! — — „Grußvater“ — —

Ein Klatschen — und mich umfängt ein eisiger Schauer.
Was ist?!“

Jesus! Ich liege im Wasser!

Da der Kühprinz — —

„Ich hab' dich ni neigeschmässia,“ schreit er.

„Hilfe — Hilfe!“

„Das — das — Was — mei — mei — ich — ich —“

„Grußvater! — — — — — Gruß — — — — —“

* * *

Was ist nur? Ich wache auf. Der Mond scheint draußen. Wir haben keinen Vorhang. Den Mond und weiße Wolken sehe ich. Auch den Apfelbaum. Und der Wind geht.

Die Augen fallen mir zu. Die Blümeln ist wohl da. Ich höre sie sprechen.

„Um dan Junga wär's schade!“

„Nu do!“ sagt der Großvater.

Ich mache die Augen wieder auf. Ich sehe ihn. Er hat heute rote Wangen, der alte Mann. Und die Blümeln ist wirklich da. Jetzt sehen sie, daß ich wache. Wie sie sich freuen! Wie sie auf mich einreden! Was ist denn eigentlich?

„Gelt, du wärst wieder munter, Paul?“ fragt die Blümeln. Ich gucke mich um. Auf dem Tische steht der Blümelns Teeschüssel und daneben liegt meine kleine Tabakspfeife. Auch die sieben Bleiknöpfe sind da und das andere Zeug, das ich in der Tasche hatte. Was eigentlich bloß sein mag? Ich kann gar nicht denken.

„Wirste wieder gesund war'n, Paul?“ wiederholt die Blümeln angstvoll.

Ich weiß es ja auch nicht. Aber da sehe ich wieder die Teeschüssel und die Tabakspfeife, und da sage ich: „Ja, Blümeln, ich war' schon wieder gesund war'n!“

Draußen singt der Frühlingswind, die Augen fallen mir wieder zu, und ein leiser, aromatischer Duft von Pfefferminze zieht durch meinen Traum.

Die fünf Waldstädte

Don den fünf Waldstädten will ich erzählen, in denen ich als Kind oft glücklich gewesen bin. Wir waren ihrer drei: meine beiden Freunde Ludwig, Heinrich und ich. Als Ludwig in jungen Jahren starb, war Heinrich der unumschränkte Herr der fünf Waldstädte. Ich war sein armer, aber gern gesehener Gast.

Da war in der Gegend zwischen Frankreich und Russland ein Wald, der war so groß, daß ein Lahmer Mann an die dreiviertel Stunden brauchte, ehe er um ihn herum war. In diesem Walde lagen die fünf Waldstädte: Ameisenfeld, Eichenhofen, Geistergrund, Heinrichsburg und die heilige Stadt. Alle fünf Städte waren von seltener Pracht und Herrlichkeit, und es gab Wunder über Wunder in ihnen zu sehen, obwohl gar keine großen, steinernen Häuser in ihnen standen und unsere Städte nach Meinung dummer Knechte und alberner Mägde nur „ganz gewöhnlicher Busch“ waren. Wir aber wußten sicher, daß es Städte waren, und Heinrichs Mutter wußte es auch. An vielen Frühlings- und Sommertagen, aber auch manchmal zur wilden Sturmzeit im Herbst reiste ich mit meinem Freunde durch das Gebiet der fünf Städte, und wenn einer etwas Neues entdeckte, dann war er glücklich, es unserer „lieben See“ zu sagen. Das war Heinrichs schöne Mutter. Die ging oft mit uns durch die fünf Waldstädte, und was wir selbst nicht sahen

und fanden, das sah sie und fand sie und zeigte es uns.
Sie erzählte und sang Lieder vom deutschen Walde
und machte ihn uns lieb und vertraut.

* * *

Da war zunächst die Stadt

Ameisenfeld.

Sie war 90 Quadratmeter groß und hatte nach der letzten Volkszählung 567 319 Einwohner. Deshalb zählte sich Ameisenfeld mit Recht zu den Großstädten. Die Bewohner von Ameisenfeld waren berühmt durch ihren Fleiß und ihre Betriebsamkeit. Sie beschäftigten sich damit, sich zu ernähren und Eier zu legen. In ihren freien Stunden prügeln sie sich. Ob dieser Eigenschaft galten die Ameisenfelder im ganzen Lande nicht nur als sehr fleißig, sondern auch als sehr intelligent. Man erzählte sogar, daß ein großer Prophet unter ihnen erstanden sei, der folgende tieffinnige Lehren aufgestellt hatte: „Wenn dir ein Hölzlein zu schwer zu tragen ist, nimm dir jemand zu Hilfe!“

„Wenn dir eine Blattlaus süßen Saft gibt, der dir sehr wohl schmeckt, dann beiße sie nicht tot.“

„Wenn dir jemand irgendwie nicht paßt, so besprüh ihn mit einem ätzenden Saft, damit er schnell Reizaus nehme.“

Das waren die Grundsätze, nach denen die Ameisenfelder fortan lebten. —

Es geschah aber, daß eines Tages ein Igel durch das Stadttor von Ameisenfeld, das durch die Blätter einer großen Schwarzwurz gebildet wurde, einzog und Quartier



begehrte. Der Bürgermeister der Stadt ließ sich schnell von seinen sieben Stadträten den Rock abpuhlen und ging dem großen Gäste entgegen. Als er ihn sah, knickte er vor lauter Ehrfurcht mit allen sechs Beinen vor ihm ein und sagte:

„Hoher Herr, dir unsere Gefühle ob deines Einzugs in unsere Stadt auch nur annähernd zu schildern, geht leider über meine Kraft. Was uns vor allem bewegt, ist tiefe Beschämung. Denn siehe, Ameisenfeld ist nur eine Fabrikstadt. Unsere Straßen sind bestreut mit dem Schutt der Arbeit. Anlagen haben wir keine, außer einer Distelplantage und einem kleinen Gundermannwäldechen. In deren Schatten würdest du dich nicht wohl fühlen. Und es fehlt uns leider auch an einem geeigneten Palast für dich.“

Der Igel zog die Stirn in Falten und sagte:

„Ich bin Forschungsreisender. Ehe ich nicht Ameisenfeld in- und auswendig kenne, kann ich nicht weiterziehen. Vor allen Dingen will ich hier einen wissenschaftlichen Vortrag halten.“

Der Bürgermeister legte über dieses Anerbieten eine gezwungene Freude an den Tag und ließ den Vortrag für abends 6 Uhr ansetzen. Da kein Eintrittsgeld erhoben wurde, erschien die ganze Stadt. Der Igel hub nun an zu reden von den schweren Gefahren, die dem Ameisenvolke drohten. In Südamerika lebe ein Tier, das trotz seines schlichten Namens Myrmecophaga jubata doch eine scheußliche Bestie sei. Es habe einen spitzen Rüssel und eine ellenlange, mit Leim bedeckte Zunge. Den Rüssel und die Zunge stecke es nun in die Ameisenhäuser und fange

und mörde, was es nur erwischen könne, deswegen heiße es Ameisenbär. Wenn man dagegen ihn, den Igel, betrachte, müsse man einsehen, daß er weder eine spitze Schnauze noch eine klebrige Zunge habe.

Die Ameisenfelder hatten der Erzählung erregt zugehört. Als der Igel geendet hatte, brachte der Bürgermeister ein Hoch auf ihn aus, wobei er sich auf den Rücken legte, damit er bei dem Hoch alle sechs Beine in die Höhe strecken konnte. Der Igel nickte befriedigt und sagte: wenn sich also die Ameisenfelder über seine Ankunft so freuten, so wolle er gern das Opfer bringen und etwas bei ihnen bleiben.

Darauf aber erhob sich ein kecker Ameisenjüngling, welcher sagte:

„Was geht uns das Tier aus Südamerika an, wo doch unsere Waldstadt gar nicht in Südamerika liegt?“

Der Igel zog seine Stirnrunzeln bis zur Nase herab und rief: „Habt ihr je solchen Unverstand gehört? Kann sich nicht alle Tage ein Myrmecophaga jubata auf einem Schiff ohne Paß einschmuggeln und zu uns kommen? Sind nicht auf solche Weise alle ausländischen Tiere zu uns gekommen?“

Die Menge nickte Beifall, sah voll Missbilligung auf den naseweisen Ameisenling, und der Bürgermeister meinte: „Er muß streng bestraft werden!“

„Das muß er!“ nickte der Igel, „und um mich euch gefällig zu erweisen, werde ich ihn hinrichten!“

Darauf fraß der Igel den Ameisenjüngling. Wie von ungefähr erwischte er auch noch dreißig Verwandte des jungen Mannes, die in dessen Nähe standen.

Darüber erschrak das Volk; der Bürgermeister aber zwangte ihm beruhigend zu: über so einen kleinen Sehlgriff eines großen Herrn dürfe man keinen Lärm machen.

So blieb der Igel in Ameisenfeld, bis sich das Volk allgemach um 90 Prozent vermindert hatte. Da endlich versammelte der Bürgermeister eines Nachts heimlich die wenigen Überlebenden, und sie beschlossen, gemeinsam über den mörderischen Igel herzufallen und ihn zu töten.

Mit dem Heldenmute, der den Ameisenfeldern eigen und der im ganzen Lande berühmt ist, zogen sie aus. Sie fanden den Igel tot. Er hatte sich den Magen überfressen und war an Ameissensäurevergiftung gestorben. Der Bürgermeister atmete auf, trat auf die Leiche und hielt eine Rede:

„Bürger, da liegt unser Feind! Tot! Er hat unserer Macht nicht zu widerstehen vermocht. An der starken inneren Kraft der Ameisenfelder ist er zugrunde gegangen. Der Ruhm unserer Stadt ist und bleibt unsterblich!“

Das Volk trampelte mit allen sechs Beinen Beifall und winkte mit den Fühlern.

Darauf wurde ein großes Freudenfest gehalten. Alle Bürger zogen auf die grüne Alm, die in der Nähe von Ameisenfeld war. Dort wurde die große Singerhutglocke geläutet. Dann wurden die Blattläuse gemolken. Alles Volk trank sich ein Räuschlein an, und schließlich sprach man mit einer gewissen Liebe und Achtung von dem Igel, dem allein dieses fröhliche Fest zu verdanken war.

* * *

Eichenhofen.

Der große Baum, der Eichenhofen seinen Namen gab, war so schön und gewaltig, daß mein Freund Heinrich behauptete, das sei dieselbe Eiche, die Bonifazius einst bei den alten Hessen umgehauen habe. Ich glaubte dies eine Zeitlang, dann aber kam mir der Gedanke, unsere Eiche werde vielleicht doch nur der Sohn von jener berühmten Donarseiche sein. „Nein,“ sagte Heinrich, „Sohn ist viel zu jung; wenn sie es nicht selbst ist, dann ist sie ihr Vater!“

Dabei blieb es, und das war nun historisch.

Eine grimmige Feindschaft hegten wir gegen drei Waldarbeiter, die einst, um uns zu verspotten, sich die Hände reichten und einen gemütlichen Tanz um unsere Eiche ausführten, wo wir doch bestimmt festgestellt hatten, daß der Baum von sieben Männern nicht zu umspannen sei. Wir setzten uns über das höchst ärgerliche Vorkommen nur dadurch hinweg, daß wir uns sagten, die Arbeiter seien betrunken gewesen und darum „gelte“ ihr Tanz nicht.

Eichenhofen war rings von Brombeer- und Himbeerhecken eingefaßt; auch viele wilde Rosen blühten an seinen Grenzen. Da dachten wir oft an Dornröschens Schloß, und jeder brach gern als Prinz durch die Dornenhecke, zumal zur Spätsommerzeit, wenn die Beeren reisten. — Die „Traumstadt“ nannten wir Eichenhofen auch manchmal. Da gab es einen Moosplatz, auf dem die Käferlein stolzierten und eitel ihre funkelnden Röcke zeigten, eine Rosenstraße, wo unter lauter lieblichen Heckenroslein sich das

Volf der hastenden Bienen und der sammetröckigen, vornehmen Hummeln tummelte, eine Hirschstraße, die tief ins Dunkel des Waldes ging und auf der wir einmal zu seinem und unserem Schrecken dem König des Waldes begegneten. In Eichenhofen ersann ich mein erstes Märlein, dort hlangen die ersten Verse in meiner Seele. Ich erfand eine Geschichte von dem Brünnlein, dessen Wasser im Mondchein zu goldgelbem Wein wird, von dem die Gnomen ihr Schöpplein trinken, und wenn Heinrich und ich fortan aus dem Brünnlein tranken, sahen wir uns oft an und sagten, es schmeckte wirklich wie Wein. Ich konnte das um so eher sagen, als ich damals noch nie einen richtigen Tropfen Wein getrunken hatte.

Einmal, als ich ein Gedicht gemacht hatte, das ich Heinrichs Mutter, unserer „See“, aufsagte, führte sie mich auf die Stirn, flocht einen Eichenkranz, setzte ihn mir auf Kopf und sagte: „Gott segne dich!“ Da war es wirklich, als ob ein tiefer Segenstrom von dem grünen Kranze aus durch meine Seele ränne; ich stand ganz still da und ging dann bald nach Hause. Dort hängte ich das Kränzlein über mein Bett, rund um das kleine Kreuz herum, das dort war, und wenn ich fortan mein Abendgebet sprach und den Kranz sah, betete ich immer einen Satz mit: „Lieber Gott, laß mich einen Dichter werden.“ Ich sprach aber die Worte nie aus, ich dachte sie nur; ich schämte mich, sie zu sprechen.

Heinrich war mein treuer Freund. Er neidete mir meinen Kranz nicht; aber er sehnte sich danach, auch einen zu erhalten. Er bekam ihn erst, als er sich ihn verdient hatte. Ehrlich verdient! Er hatte ein kleines Mädchen mit Ge-

fahr seines eigenen Lebens aus dem Wasser gezogen. Damals hatte die See wohl ihren glücklichsten Tag, als sie ihrem Jungen den Eichenkranz flocht.

Sonst war es mit unserer Tapferkeit nicht übermäßig gut bestellt; ja, es gab Fälle, wo wir eine traurige Rolle spielten.

Einmal machten wir einen schauerlichen Fund. Wir entdeckten im Dornestrüpp die Leiche eines Eichfächchens. Erschüttert betrachteten wir das herrliche Tier, seufzten laut und lange und zergrübelten uns die Köpfe, was seinem jungen, lustigen Leben ein so jähes Ende bereitet haben könne.

„Vielleicht hat es der Marder gefressen,“ sagte Heinrich tieffinnig.

„Oder eine Eule hat es fortgeschleppt,“ meinte ich bedächtig.

Darauf war eine Pause. Plötzlich machte ich ein spöttisches Gesicht und sagte: „Wie kann es dein Marder gefressen haben, wenn es doch noch hier liegt?“ Worauf sich Heinrich höhnisch an die Stirn tippte und sprach: „Kann es wohl deine Eule weggetragen haben, wenn es noch hier liegt?“

So machten wir uns gegenseitig unsere Überlegenheit klar, und jeder ärgerte sich über die Dummheit des anderen. Endlich glaubte ich, es zu haben: „Es ist jedenfalls fehl getreten, heruntergestürzt und hat den Hals gebrochen.“ „Nein,“ sagte Heinrich, „der Hals ist noch ganz. Es hat gewiß einen giftigen Pilz gefressen.“

Da schrie ich: „Nein, siehst du, es ist totgeschossen!“

Das Eichfätzchen war wirklich erschossen; wir sahen nun deutlich die Schußwunde.

Heinrich erbleichte.

„Das ist ein Wilddieb gewesen,“ sagte er.

Ich sah ihn an, nickte mit dem Kopfe und rannte ohne weiteres davon. Und er rannte hinterher. Wir rannten solange, bis wir in der Nähe von Seldarbeitern waren, und blieben dann mutig stehen.

„Wir müssen den Mörder fangen,“ sagte Heinrich ganz laut.

„Ja, wir müssen ihn fangen,“ rief ich und ballte die Faust. Darauf beschlossen wir, zum Förster zu gehen und ihm die verbrecherische Tat zu melden. Wir rieten, wo der Förster zu dieser Stunde sein könne, und fanden die größte Wahrscheinlichkeit schließlich darin, daß er in der Schenke sei. Und so war es auch. Er hörte unseren fast atemlosen Bericht an und machte ein bitterernstes Gesicht.

„Der Wilddieb muß augenblicklich gefangen werden,“ meinte er zornig, spielte mit zwei anderen Männern noch eine halbe Stunde lang Karten und ging dann mit uns.

Ganz in der Nähe hatte Heinrich seine Vogelflinte und ich meine Armbrust aufbewahrt. Diese Waffen holten wir, nahmen sie schußbereit unter den Arm und folgten dem Förster, der sagte, nun sei ihm vor dem Wilddieb weiter nicht bange.

Ich für meinen Teil gestehe, daß ich diese lobende Anerkennung meiner Männlichkeit und Tapferkeit nur mit gemischten Gefühlen aufnahm. Eine Armbrust einem

mörderischen Wilddieb gegenüber ist keine richtige Sache. Man muß aufs Auge oder vielleicht auch auf die Schläfe zielen, wenn man einen Erfolg haben will. Aber ich war nun einmal eine Person, auf die sich der Förster in seinem schweren Beruf verließ, und so wollte ich in der Stunde der Gefahr nicht kneifen.

Wir durchsuchten den ganzen Busch. Ein paarmal entdeckten wir Fußspuren, den Wilddieb aber fanden wir nicht. Von Minute zu Minute wuchs unser Mut, und in großer Tollföhnheit riefen wir laut, er solle nur zum Vorschein kommen, der elende, feige Kerl. Er kam nicht, und schließlich sagte der Förster: „Wahrscheinlich ist der Wilddieb mal auf einen Augenblick weggegangen. So'n Mann hat ja auch mal was anderes vor.“

Das bedauerten wir sehr, und wir verachteten den Wilddieb, der nicht auf seinem Posten geblieben war. Der Förster machte den Vorschlag, wir könnten ja unterdes das Eichhorn beerdigen. Darauf gingen wir mit Freuden ein. Das tote Tierchen wurde in eine Erdgrube gelegt, und wir drei standen mit feierlichen Angesichtern an seinem Grabe. Der Förster befahl mir, mit meiner Armbrust den Trauersalut zu schießen. Darauf schoß ich meinen Rohrpfeil über das Grab hinweg, und der Förster machte mit seinem Munde „Plaff“! dazu. Das veranlaßte mich, ihn scharf anzusehen, ob er die ganze Sache auch ernst nehme.

Er nahm sie aber sehr ernst. Mit geradezu verbissenem Gesicht stand er da, und mit dumpfer Stimme sprach er: „Heinrich, halte eine Leichenrede! Aber vergiß das ‚Amen‘! nicht.“ Heinrich und ich waren beide gute

Rödner. So war es kein Wunder, daß Heinrich, ohne sich's erst lange zu überlegen, folgende schöne Rede hielt: „Liebes Eichhörnchen, du bist leider tot. Von wegen eines Schustes! Er hat jetzt gerade etwas anderes zu tun, sonst täten wir ihn erschießen. Liebes Eichhörnchen, du warst das schönste Tier auf der ganzen Welt. Du hast so niedliche Pfoten. Jedes Jahr zu Weihnachten werde ich dir drei große, vergoldete Nüsse in dein Grab stecken. Amen.“

Der Förster drückte die Augen zu, dann wies er auf mich.

„Jetzt halte du eine Leichenrede!“

Ich hustete, bis ich rot wurde, dann sagte ich:
„Liebes Eichhörnchen, du bist leider tot. Von wegen eines Schustes!“

„Du leierst ja wieder dasselbe her!“ fuhr mir der Förster dazwischen. Ich sagte verlegen, es komme schon noch, hustete noch einmal lange und sagte dann: „Liebes Eichhörnchen, du warst das allernützlichste Tier. Hoch auf der Eiche hast du dein Haus gehabt, und es hatte immer die Tür dort, wo kein Wind ging. Und, und im Winter hast du geschlafen. Und, und du konntest so fix turnen. Und du hattest einen schönen Schwanz und vier schöne, weiße Nagezähne. Amen!“

Nun hustete der Förster, stützte sich auf seine Büchse und sprach:

„Jetzt werde ich eine Leichenrede halten!“

„Liebes Eichhörnchen, du warst also sozusagen das allerschönste und allernützlichste Tier. Wenn ein Vogelnest auf der Eiche war, dann bist du gleich fix angeturnt ge-

kommen. Da hast du mit deinen niedlichen Pfoten die Eierchen genommen und hast sie ausgesoffen. Und dann, liebes Eichhörnchen, wenn kleine Vögelchen im Neste waren, dann hast du sie mit deinen schönen, weißen Nagenzähnen zerbissen und gefressen. Wenn ein Baum im Frühjahr frische Sprossen trieb, hast du sie hübsch zierlich abgenagt, du liebes Eichhörnchen, du! Und darum ist ein ‚Wilddieb‘ gekommen und hat dich totgeschossen, du Rabenvieh, du Kanaille! Und der Wilddieb war ich selbst, und ich habe das alles gemacht, um mal zwei Schafsköpfen eine Lehre zu geben. Amen.“ Damit machte er kehrt und stapfte davon.

Heinrich und ich standen mit offenen Mündern da. Ich fand zuerst die Sprache wieder und sagte: „Das ist eine Gemeinheit.“ Heinrich aber rief: „Er hat was von zwei Schafsköpfen gesagt!“

„Damit sind wir gemeint,“ sagte ich zornig. „Und er hat das Eichhörnchen selbst erschossen.“

Heinrichs Stirn zog sich in Falten.

„Wenn ich mal unser Gut erbe,“ sagte er, „sehe ich ihn ab.“ „Das tue aber bestimmt,“ rief ich, „er hat es verdient!“ Von fernher scholl das fröhliche Lachen des Försters.

* * *

Der Geistergrund.

Der Geistergrund war der einzige Ort im Gebiet der fünf Waldstädte, von dem die Leute im Dorfe etwas Genauereres wußten. Während so ein Bauer achtlos durch Ameisenfeld stapfte und dort nicht einmal den



Bürgermeister kannte, während er an der tausendjährigen Donarseiche dumm und achtlos vorüber ging, ja selbst nach den herrlichkeiten von Heinrichsburg kaum hinüberschielte, ging sein trüges Herz sofort rascher, wenn er in die Nähe von Geistergrund kam.

Was spielten auch dort für schauerliche Geschichten an dem dunflen Moor und dem Graben mit dem schwarzen Wasser, Geschichten, die hunderte von Jahren alt waren und an den Winterabenden beim flackernden Kienfeuer erzählt wurden, bis alle Wangen rot und alle Herzen bange waren.

Da war die Geschichte von der Bäuerin, die ihren Mann umgebracht hatte, indem sie ihm ein Mahl von giftigen Pilzen bereitete. Noch am gleichen Tage kam die schwere Übelat ans Tageslicht, und am anderen Morgen errichtete die Obrigkeit einen Galgen und hängte die Bäuerin auf. Aber ihr Leichnam verschwand, und auch der Leichnam des Mannes verschwand, und lange Zeit wußte niemand, wohin beide gekommen seien, bis eine Frau im Geistergrund einen großen giftigen Pilz sah, der den Hut vor ihr abnahm und sagte: „Erbarme dich meiner, erbarme dich meiner!“ Als die Frau sich vor Schreck nicht rühren konnte, kam eine Schlange gekrochen und widelte sich dem Pilze ums Bein. Und die Schlange sprach: „Ich fresse den Pilz; ich fresse den häßlichen, geizigen Pilz!“ Sie funkelte dabei mit den Augen.

Da ist die Frau schreiend davon gelaufen und hat im Dorfe alles erzählt, und es hat sich lange Zeit niemand an den Geistergrund herangewagt.

Als aber einmal der Schuster Humpel erzählte, er habe

nun die beiden auch gesehen, nur hätte diesmal der Pilz die Schlange gefressen, glaubte ihm niemand; denn die Leute waren aufgeflärt, und Humpel war oft betrunken. — — —

Da war die andere Geschichte von dem Müller Eisert. Der war in der Zeit, da der alte Fritz Krieg führte, ins Lager der Russen übergegangen und war ein so schlechter Kerl geworden, daß er gegen seinen eigenen König kämpfte. Eisert besiegte auch den alten Fritz in der Schlacht bei Cunersdorf und zog dann mit seinen Russen als prahlender Kriegsheld bis vor sein Heimatdorf. Dort ließ er Kanonen auffahren und alles zusammenschießen und in Brand stecken. Dann ritt er auf einem peitschwarzem Ross durch das brennende Dorf, verhöhnte die Leute und zwang sie: „Gnädiger Herr!“ und „Euer Wohlgeboren!“ zu ihm zu sagen. Für diese Missat wurde er bestraft. Als er wieder forttritt, begann auf dem Turme die Glocke zu läuten. Den Turm und die Kirche hatten die Russen, weil sie Christen sind, verschont.

O, wie drang der Ton der Heimatglocke dem argen Sünder so anklagend ins Ohr! Sie dröhnte ihm in die Seele wie Posaunenton des jüngsten Gerichts und versetzte sein Herz in eine ganz schreckliche Angst. Und plötzlich wandte sich das Ross, jagte zurück auf das Dorf zu, warf den bösen Mann am Eingang des Dorfes auf die Erde und galoppierte ganz allein in die finstere Nacht hinaus.

Der Müller schllich sich an den Turm, um zu sehen, wer da so schrecklich an der Glocke zöge. Da sah er, daß niemand in dem Turm war, daß die Glocke ganz von selber läutete.

Darüber wurde er ganz unsinnig vor Angst. Schreiend und winselnd lief er um das Dorf herum, fand auf dem Wege einen Strick und erhängte sich in der Verzweiflung seines Herzens im Geistergrund, wie sich Judas erhängte, als er den Herrn Jesum verraten hatte.

Jetzt noch stand die Weide im Geistergrund, an der der Verräter sein elendes Leben selbst beendet hatte. — — Das waren unfreundliche Geschichten. Und da war noch eine Geschichte, von der wir Kinder etwas gehört hatten, ohne sie recht zu verstehen. Und eben, weil ich sie nicht verstand, machte ich ein Gedicht darüber. Das Gedicht aber war so:

Das Mädchen.

Weil sie so schwer gesündigt hatt',
Da wurd' sie in den Sumpf gesenkt,
Nunwohnt sie in der Geisterstadt,
Wo niemand ihrer denkt.

Sie hatte ein so weißes Kleid,
Doch einen schwarzen Fleck darauf;
Da steht sie um die Sternenzeit
Oft aus dem Modergrabe auf
Und wäscht mit heißer Tränenflut
Sich aus dem Kleid den schwarzen Fleck;
Paßt auf ihr Leute, Gott ist gut:
Das Kleid wird weiß, der Fleck geht weg!

Das war das Gedicht, für das mir unsere gute See drüben in Eichenhofen den Kranz schenkte. —

Es gab Zeiten, wo Heinrich und ich uns sehr vor dem Geistergrund fürchteten. Um die Dämmerzeit wären wir nicht hingegangen, und auch wenn die Nebelmänner

zwischen den Erlen hin und herkrochen, wagten wir uns nicht in diese Gegend. Heinrich machte sogar einmal den Vorschlag, den Geistergrund abzusehen. Was ihm nicht paßte, wollte er immer „absehen“: den Förster, den Geistergrund, die Kreuzottern und die lateinische Grammatik. Es ist aber leider alles bestehen geblieben. Unsere Fee hatte im allgemeinen nichts dagegen, wenn wir uns etwas fürchteten. Wenn wir sie fragten, ob es Räuber gebe, sagte sie „Ja!“, und wenn wir wissen wollten, ob wohl die Räuber je in unsere Gegend kommen könnten, sagte sie auch „Ja!“ Dann bekamen wir allemal knallrote Bäden, und unsere Stimmen wurden weniger fröhend, als sie sonst waren. —

Einmal, als wir mit dem Förster zufällig wieder auf freundschaftlichem Fuße lebten, hätten wir ihm gar zu gern eine zahme Dohle abgebettelt, die er in seinem Försthäuse hielt. Er machte eine geheimnisvolle Miene und sagte:

„Die kann ich euch nicht geben. Die ist ein ganz seltsamer Vogel. Ich habe sie auf der Judasweide gefangen. Dort hatte sie ihr Nest. Und sie ist eine verwunschene Prinzessin.“

Wir Jungen versuchten, ein ungläubiges Gelächter anzuschlagen, aber es klang ganz meistig, und wir sahen mit Unbehagen auf den Vogel, der plötzlich auf uns zukam, so daß wir einige Schritte zurückwichen. Die Dohle funkelte uns mit ihren Äuglein an, schlug mit den beschneideten Flügeln und schrie: „Beatrice! Beatrice!“

Da sagten wir schnell: „Guten Abend“ und gingen davon. Der Förster kam uns nach.

„Ich sehe es ja ein, daß ihr die Dohle durchaus haben wollt,“ sagte er; „aber es würde euch nichts nützen, wenn ich sie euch schenkte; denn sie würde euch trotz ihrer beschnittenen Flügel entwischen. Wollt ihr die Dohle haben und behalten, so müßt ihr in die Judasweide abends in der Dämmerung einen Nagel einschlagen. Einer muß den Nagel halten, der andere muß hämmern.“ Darauf sagten wir, wir hätten es uns überlegt: eigentlich wüßten wir gar nicht recht, was wir mit einer Dohle anfangen sollten. Er, der Hörster, brauche eigentlich einen solchen Vogel viel notwendiger als wir.

Der Hörster spuckte auf den Boden, uns gerade dicht vor die Zehen, und sagte: „Wenn ich nicht wüßte, was ihr für mutige und kluge Kerle seid, würde ich denken, ihr fürchtet euch. Aber damit habt ihr recht, daß ich den Vogel notwendig brauche.“

„Wozu brauchst du ihn denn?“ fragte ich neugierig.

„Zum Geschichtenerzählen.“

„Zum Geschichtenerzählen? Ei, wieso?“

„Hm. Wenn ich abends müde aus dem Walde komme, ziehe ich mir die Stiefel aus, sperre die Hunde aus der Stube hinaus, setze mich in den Lehnsessel und dann sag' ich zu der Dohle: Beatrice, leg' los!“

„Und — und dann legt sie los?“

„Legt sie los! Jawohl! Sie erzählt famos. Aber leider bloß lauter Räuber-, Gespenster- und Indianergeschichten. Andere weiß sie nicht. Alles zum Gruseln.“

Räuber-, Gespenster- und Indianergeschichten! Das hielten Heinrich und ich damals für das Schönste auf der ganzen Welt. Wir hatten uns heimlich solche Bücher

geliehen und einige davon gelesen, bis es die See erfuhr und uns sagte: sie hätte uns nicht mehr lieb, wenn wir so etwas wieder täten; denn solche Geschichten seien schlecht, dumm und erlogen. Da hatten wir es aus Liebe zur See unterlassen. Aber wenn wir nun eine Dohle hätten, die so etwas erzählen könnte, das wäre doch etwas anderes; denn eine Dohle ist doch kein Buch. Und man käme dann auf ehrliche Weise zu interessanten Geschichten. „Ja“, sagte der Förster, „meine Großmutter hört auch mit zu.“ Des Försters Großmutter war 92 Jahre alt. „Borg‘ uns einen Hammer und einen Nagel!“ rief Heinrich. „Wir gehen jetzt gleich zur Judasweide! Nimm deine Büchse und deinen Hirschfänger und geh mit.“ „Wäre noch besser,“ meinte der Förster; „allein müßt ihr gehen, und morgen abend ist die richtige Zeit; morgen ist Neumond.“ —

Der nächste Abend war trübe und regnerisch. Den ganzen Tag hatten Heinrich und ich in schrecklicher Aufregung zugebracht. Kein Essen hatte uns geschmeidt, kein Spiel hatte uns gefallen, und die See hatte uns ein paarmal ganz eigentümlich forschend angesehen. Schwache Augenblide kamen, wo uns die ganze Sache leid wurde; aber dann dachten wir an die verzauberte Dohle, die Räubergeschichten erzählen könnte, und ein Sieberschauer von Begierde, einen solch wundersamen Vogel zu besitzen, packte uns.

Am späten Nachmittag holten wir aus dem Handwerkstosten einen Hammer und einen starken Nagel heraus und verbargen beides unter dem abgefallenen Laub eines Kastanienbaumes.

Als die ersten Lichter angezündet wurden, schauten wir uns starr in die Augen. Unter Heinrichs Wimpern blitzte eine Träne. Aber ich — ich hätte für schöne Geschichten mein Leben hingegeben und faßte ihn an der Hand.

„Soll ich allein gehen?“ fragte ich.

„Nein, ich lass’ dich nicht allein gehen,“ sagte er.

Er war immer ein treuer Freund. Er hörte mir sogar seine Slinke.

So schllichen wir uns aus dem Hof hinaus und gingen über die Felder. Der Wind jagte grauweiße Wolkenfetzen über den Himmel, und es regnete sacht. Wir kamen nach Ameisenfeld. Die ganze Stadt schlief. Wir gingen an der Wotanseiche vorbei. Sie stöhnte leise im Winde. Durch die Brombeerhecken brachen wir. Heinrich trug den Hammer; ich hatte den Nagel in der Hand wie einen spitzen Dolch. Manchmal war es mir, als ob er glühend heiß sei.

Wir sprachen beide kein Wort; denn das hatte uns der Förster eingeschärft. Aber das Schweigen machte unsere Herzen noch bekommener.

Nun tauchte der Geistergrund auf. Die niederen Erlen und Weiden zogen sich am schwarzen Graben entlang, eine hohe Ulme ragte über sie hinweg. Unter ihr sollten der Pilz und die Schlange gesehen worden sein. Und links von ihr, ein Stückchen vom Bachrande weg, war die Judasweide.

Ich schloß die Augen. Wie ein Wirbel war es in meinem Kopfe. Rote Ringe sah ich tanzen, ein brennendes Dorf sah ich, durch das auf schwarzem Roß der tolle

Müller ritt. Dieser Schweiß rann mir unterm Hut hervor.
Aber vorwärts ging es, immer vorwärts, zuletzt im Trab.
Fest hielt ich den Nagel in der Hand. Heinrich strauchelte
und fiel hin. Der Hammer entglitt ihm. Er hob ihn auf
und packte mich fest am Arm. Unsere Herzen schlugen
in rasender Schnelligkeit. Wir gingen immer noch vorwärts.
Da — erst sah ich's — dann sah's Heinrich — dann
fielen wir auf die Knie —
Aus dem Erlengebüsch trat eine weiße Frau.
Die Frau aus dem Moor — die Frau, die ihr Kleid
wässt —
Wir schrieen laut um Hilfe.

* * *

Es war nicht die Frau aus dem Moor. Es war Heinrichs
Mutter. Es war unsere Fee.

„Was wolltet ihr machen?“ fragte sie freundlich. Da
gestanden wir alles.

Sie zürnte uns nicht; sie strich uns beiden über die Köpfe.
„Nun habt keine Angst; es passiert euch nichts, ich bin ja
bei euch!“

Ja, nun wußten wir: es konnte uns nichts passieren,
da sie bei uns war. Heinrich schlängelte den Arm um seine
Mutter und küßte sie zweimal, und dann nahm ich sie
um den Hals und küßte sie dreimal.

Wir schritten ein paarmal an dem Graben auf und ab,
ganz friedlich, als ob wir spazieren gingen, und nach-
dem wir etwa zehnmal ganz tief und erleichternd auf-
geseuftzt hatten, fühlten wir, daß unsere Herzen ruhiger
wurden.

„Hat euch der Förster gerade um die jetzige Stunde bestellt?“ fragte die Fee.

„Tawohl, später als 6 Uhr dürfe es nicht sein, hat er gesagt.“

„So wollen wir einmal hinübergehen in den Geistergrund,“ meinte sie. Wir gingen ruhig und ohne Angst mit ihr über den schmalen Steg, der über den schwarzen Graben führte. Sie hielt uns an den Händen und sagte: „Nun seht, wie still es hier ist, ebenso still wie überall im Walde.“

Dann schritten wir schweigend weiter. Über dem moorigen Grunde wuchs dichtes, weiches Moos, und wir gingen ganz unhörbar. Einmal blieb die Fee stehen und sagte leise:

„Wenn euch etwas Seltsames oder Schreckliches auffällt, so erschrecket nicht oder schreit nicht; denn es ist ganz gewiß nichts wirklich Schreckliches.“

Da fassten wir großen Mut. Plötzlich aber blieben wir doch in jähem Schreck stehen.

Unter der hohen Ulme war der Pilz, ein schrecklich großer, blutroter Pilz, und unter dem Pilze lag eine Frau. Heinrich begann zu weinen, ich begann zu schlucken, die Fee aber fasste fest unsere Hände und rief ganz laut und ruhig: „Du Pilz und du Pilzweib, kommt einmal beide her!“ Da schnellte plötzlich der verhexte Pilz in die Höhe, das Weib richtete sich auf, und eine tiefe Stimme sagte: „O jemine, die gnädige Frau!“

„Kommt nur mal näher!“ befahl die Fee.

Unsere Herzen schlugen; aber es war jetzt mehr Neugierde als Angst.

Der Pilz und die Frau wandelten ganz langsam auf uns zu. Und plötzlich brach Heinrich in ein lautes Gelächter aus, und ich lachte unter Tränen mit.

Vor uns stand der Herr Hörster. Er hatte sich die Kleider seiner zweieundneunzigjährigen Großmutter angezogen, und der Pilz war der riesengroße und brennend rote Regenschirm der alten Frau, der die Verwunderung der ganzen Gemeinde bildete, wenn die Alte noch einmal zur Kirche gehumpelt kam.

„Gnädige Frau — gnädige Frau —“ stammelte der Hörster.

Er sah greulich aus. Der weite blumige Rock war ihm viel zu kurz, so daß seine groben Stiefel zum Vorschein kamen, das altmodische Leibchen war ihm viel zu schmal, so daß man seine Weste sah, und die alte Schleifenhaube saß ihm ganz windschief auf seinem struppigen Kopfe. Den roten Schirm hatte er nun zugeklappt und quetschte ihn wie ein brennendes dickes Gebünd in höchster Verlegenheit unter den Arm.

Die See blickte halb streng und halb lächelnd auf den sonderbaren Geist und sagte:

„Schämen sie sich denn nicht, Hörster, solche Szenen zu machen? Denken Sie nicht daran, was den Kindern vor Schreck passieren kann?“

Die Pilzbäuerin raffte in tödlicher Scham an ihrem Kleid herum.

„Gnädige Frau, weil halt — weil halt die beiden solche Schlingel sind.“

„Es gibt viele Schlingel auf der Welt, große und kleine,“ sagte die See.

Der Förster fraute sich die Schleifenhaube.

„Nun werd ich wohl gar meine Stellung verlieren,“ sagte der trostlose Hüter des Waldes. Die See lächelte milde.

„Etwas werden sie schon verlieren: Sie werden den Jungen zur Strafe ihre Dohle schenken!“

„Können sie kriegen, können sie kriegen!“ schrie da das Zauberweib voll Entzücken und haschte nach der Hand der guten See, die sich abwenden mußte, weil es wohl mit ihrer Fassung vorbei war.

„Gnädige Frau,“ sagte der Förster, „wenn es erlaubt ist, möcht' ich mich aus dieser sehr fatalen Begebenheit empfehlen.“

„Gehen Sie nur, gehen Sie nur!“ sagte sie und blieb immer mit dem Gesicht abgewandt.

Da machte er eine Verneigung, wobei ihm der geblümte Rock bis über die Kniekehlen emporrutschte, und dann ging er davon. Als er an den Bach kam, wollte er, wie er's gewöhnt war, hinüberspringen; aber die Feiertagszier seiner Großmutter wickelte sich um seine Beine und er plumpste dicht am Rande in die Flut. Das war für uns Kinder der glänzendste Spaß. Gleich darauf pudelte er sich ans Ufer und jagte in fliegendem Gewande und mit flatternden Haubenschleifen davon. —

Die Dohle haben wir bekommen; da sie aber tagaus, tagein nichts anderes zu erzählen wußte als: „Beatrice“ Beatrice!“, wurde sie uns langweilig.

Heinrichsburg.

Die Stadt lag auf einer Insel, die ringsum von dem Wasser eines Stromes umgeben war. Wenn ein starker Regen fiel, wurde dieser Strom so tief, daß wir uns die Hosen aufstreifen mußten, um ihn durchwaten zu können. In trockenen Zeiträumen blies der Wind den Staub vom Flußgrunde bis in unsere Stadt. Wir warten uns dann platt auf die Erde und redeten vom Samum.

Die Insel war mehrere Steinwürfe lang und fast eben so breit. Ihr Gebiet umfaßte die Hohkönigsburg, die Stadt selbst, das Hessengebirge, einen Kriegs- und einen Handelshafen, ein Jagdschloß, eine Meierei und eine Hundehütte. In der Stadt gab es ein Rathaus, eine katholische, evangelische, jüdische und heidnische Kirche, ein Museum, ein Hotel, sehr viele Geschäfts- und Wohnhäuser und einen Reichstag.

Die größten Gebäude waren die Hohkönigsburg, das Hotel und die Hundehütte. Die Burg war im 19. Jahrhundert vom Zimmermann Schädel erbaut, und der Bau hatte über 70 Mark verschlungen. Dafür war er aber auch prächtig und stattlich. Die Burg umfaßte nur den Thronsaal; für mindere Räume war kein Platz. Eine stolze Fahne wehte vom Dache, und an der Pforte zeigten zwei angeklebte Bilder grimmiger Löwen, von denen der eine ein Tiger war, daß hier im Schloß Macht und Größe wohne und jeder ein Kind des Todes sei, der sich den hier herrschenden Gewalten widersehe. Bei längerem Regenwetter wurden sämtliche Hauptteile der Stadt mit Wachsleinwand überdeckt.

Das Hotel hatte früher dem Pächter einer Kirschenallee gehört, der darin sein Wächteramt ausgeübt hatte. Kinder unter vier Jahren konnten erhobenen Hauptes durch seine Pforten schreiten, und auch wir brauchten uns nicht sonderlich zu büdden, wenn wir eintraten. Es hieß „Hotel Bristol“ und trug an seiner Front viele Schilder, als: „Zivile Preise“, „Warme und kalte Speisen zu jeder Jahreszeit“, „Eintritt verboten!“ und was etwa sonst noch an ein gutes Hotel an Anschlägen gehört. Der einzige ständig bewohnte Raum von Heinrichsburg war die Hundehütte. Hier häuste Pluto, der Wachhund. Er war von strengem Charakter, aber gutem Appetit, deswegen geriet er in Verlegenheit, wenn ihm einer, den er eigentlich bekämpfen sollte, einen Knochen anbot. Auf diese Weise hat Pluto es leider nicht verhütet, daß uns eines Nachts das Hotel gestohlen wurde. Er stand am Morgen nach der Unglücksnacht mit albernem Gesicht auf der leeren Baustelle, wedelte verlegen mit dem Schwanz und bellte nach dem Ufer hin, wie einer bellt, der kein gutes Gewissen hat. Den Bestechungsknochen hatte er an einer leicht kenntlichen Stelle verscharrt. Bei der letzten Volkszählung in Heinrichsburg wurde Plutos Hohlbestand in Hell und Hütte auf zusammen 250 Stück lebend angegeben. Natürlich nur schätzungsweise, wie es bei wilden Stämmen immer geschieht. All dieses Kleinvölk hielt Pluto in guter Zucht; Übergriffe ahndete er mit scharfer Kralle.

Pluto war sehr vielseitig von Beruf: des Nachts mußte er wachen, am Tage zog er als prächtig aufgeschrirtes Roß den Triumphwagen des Königs, Sonntags trat er

in der Stierkampfarena mit grimmigen Mute als Bulle auf, und oft spielte er im Hellsengebirge den Drachen oder fing in der Stadt Mäuse, welche sehr lästig waren, weil sie uns bereits die Rathaustreppe und einen Nachtwächter aufgefressen hatten. Nur zum Delphin hatte Pluto kein Talent; denn allemal wenn wir auf seinem Rücken durch die Fluten des Stromes ziehen wollten, warf er uns ab, sprang ans Ufer und schüttelte sein Fell, was kein Delphin tun darf.

Das Hellsengebirge war ein Steilgebirge von durchaus alpinem Charakter. Seine größte Erhebung, die Adlerkoppe, hatte eine relative Höhe von 2500 Zentimetern; sie war im Winter mit „ewigen Schnee“ bedeckt und fiel steil zum Flusse ab, von dessen Seite her sie nur von den geübtesten Bergsteigern mit Nagelschuhen, Eispickel und nach vorangegangener Anseilung zu erreichen war. Ein prächtiger Aussichtsturm von 30 Zentimeter Höhe krönte ihren stolzen Gipfel, und wer sich auf die Erde legte und über diesen Aussichtsturm hinweg in die Ferne sah, genoß die herrlichsten Landschaftsbilder. Dicht unter ihm das wildzerklüftete Gebirge, an dessen Fuß der Strom mit seinen weißen Segelbooten und seinem Spiritusdampfer brandete, dann die Stadt, die „wie eine Spielzeugschachtel“ ausgebreitet lag, die trohige Höhköngsburg, die dunkel aufragende Hundehütte, der weite Wald und das grüne Wiesenland bis weit hinaus an den Horizont in das Gebiet von Geistergrund und Ameisenfeld. Wie ich inzwischen auch herumgekommen bin in fremden Landen und Erdteilen: die Aussicht von der Adlerkoppe bei Heinrichsburg ist die einzige, die ich in dem Reise-



buche meines Lebens mit drei Sternen bezeichnen mag. Der Abstieg von der Adlerkoppe nach der Stadt bot nur mäßige Schwierigkeiten und war ohne Lebensgefahr zu bewerkstelligen. Er führte an einer grünen Alm vorüber, auf der eine Herde buntgescheckter Kühe weidete und ein Hirtenbub vor seinem Alpenhäuslein saß und lieblich auf einer Schalmei spielte. Nur eine drohende Kuppe ragte noch auf. Dort legte ein fühlner Alpenjäger eben auf eine Gemse an. Wenn man sich die hohlen Hände als Fernglas vor die Augen hielt, konnte man die aufregende Szene so oft beobachten, wie man vorbei kam. Etwa in halber Höhe des Gebirges war der Gebirgsbahnhof angelegt. Er hatte einen sehr schmuck eingereichteten Wartesaal, eine Wegeschränke, und eine Telegraphenstange ohne Draht. Der Zug bestand aus einer Lokomotive und drei allerliebsten Ausichtswagen. Die Passagiere waren immer dieselben: ein Engländer, ein Professor mit einer Botanisiertrommel und eine Köchin mit einem Korb am Arm, die jedenfalls auf der Höhe nach Suppengemüse gesucht hatte. Wenn nun auch der Zug nicht übermäßig besetzt war, so war es doch herrlich anzusehen, wenn er in die Tiefe fuhr. Er machte die fühltesten Kurven, setzte über Diadukte, die über schauerliche Abgründe gespannt waren, raste durch pechdunkle Tunnel, durchbrauste die Ebene und fuhr endlich donnernd in den Bahnhof von Heinrichsburg ein, wo es sich bei dem Kommando: „Alles aussteigen!“ ärgerlicherweise meist herausstellte daß der Professor, der Engländer und die Köchin auf der raschen Fahrt von den Sitzen gepurzelt waren und auf dem Fußboden

lagen. Ein Eisenbahnnunfall wurde trotzdem, wie auf allen Gebirgsbahnen, nie bekannt gemacht.

O, und die Stadt Heinrichsburg selbst! Sürwahr, ein Fremdling hätte sich in ihrem Gewirr von Straßen und Plätzenrettungslos verlaufen. Auf dem Marktplatz stand das Rathaus; da quakte der Bürgermeister den ganzen Tag zum Fenster heraus. In der katholischen Kirche war beständig Hochzeit, in der evangelischen immer Kindtaufen. Im Judentempel saßen tagaus tagein drei Männer mit Zylinderhüten auf dem Kopf, und in der heidnischen Kirche schlachtete ein Priester, namens Mohammed, ständig ein Kind. Das Museum umfasste vier Bilder und zwei Statuen, der Reichstag war immer geschlossen. Wir haben ihn, da wir nichts rechtes mit ihm anzufangen wußten, später in eine „Altien-Brauerei“ umgewandelt. Die Pracht der Auslagen, die sich die Geschäftshäuser leisteten, war erstaunlich. Allein der Fleischerladen mit seinen feuerroten Schinken und brennend braunen Würstchen war ein kleines Weltwunder. Majestät sprach nebst hohem Gefolge täglich persönlich in diesem Geschäfte vor, dessen Warenbestand immer pünktlich erneuert wurde. Heinrichsburg war eine werktätige Stadt: da saß der Schuster vor seinem Haus und zog den Pechdraht, da hieb in seiner dunklen Höhle der Schmied auf den Amboß, da saß der Weber am Webstuhl. Lastwagen fuhren die Straße entlang oder hielten vor dem Wirtshaus; der Postillon saß hoch auf dem Bock und blieb sein lustiges Signal. Alle Handwerker waren vertreten, und wo ein Gewerbe fehlte, da wurde zu Weihnachten oder zum Geburtstag König Heinrichs I. Abhilfe geschafft.

Nur eine Schule gab es in Heinrichsburg nicht. Majestät meinten, das sei nicht lustig und verderbe den Spaß. Dafür marschierten glänzende Soldaten auf den Straßen, und die Musikkapelle zog den ganzen Tag mit Tiradebum dieß durch die glückliche Stadt.

Merkwürdig war der Denkmälerbestand von Heinrichsburg. Von historischen Größen hatten Kaiser Wilhelm, Blücher, Zieten und der Alte Fritz je ein Monument. Dann hatte Majestät selbst ein Denkmal, ebenso seine erlauchten Eltern: Rittergutsbesitzer Gerhardt und Frau. Diese Denkmäler bestanden aus Photographien, die in Steinpyramiden eingemauert waren. Bei Regenwetter wurden Zigarrenschachteln als Schutzdecke darüber gestülpt. Dann aber waren in Standbildern noch verewigt Robinson Crusoe und der „Pfadfinder“. Diese Denkmäler waren aus Holz, von Sr. Majestät selbst entworfen und modelliert. Sie wurden bei Regenwetter nicht zugedeckt; denn sie waren „abgehärtet“. Bei festlichen Gelegenheiten wurden sämtliche Denkmäler illuminiert. Im Gerichtsgefängnis saßen Napoleon und der Räuberhauptmann Schinderhannes.

Herrlich war es draußen am Hafen. Oft lagen wir da am Ufer und sahen auf die weite, unübersehbare Wasserfläche und sprachen kein Wort. Wenn ein Schiff seine weißen Segel blähte und langsam von dannen fuhr, dann sahen wir ihm nach, dann schaute unsere junge Seele weit hinaus bis in die fernen Länder, nach denen das Schiff fuhr, zu fremdartigen Menschen, die in Zelten auf ewig grünen, ewig weiten Wiesen wohnten und andere Blumen und andere Sterne sahen als wir. Und

all die tausend Gefahren, die das Schiff haben würde bei Scylla und Charybdis, bei Seeräubern und Meerungeheuern, erwogen wir und kämpften alle Not selbst durch und waren dabei, wenn das siegreiche Schiff eines Tages doch stolz und sicher in den Hafen fuhr.

Manchmal kam unsere gute „See“, die Schutzgöttin unseres Inselandes, zu uns herüber. Dann feuerten unsere Strandkanonen Salut, die Ehrenwache stand am Ufer, die ganze Militärkapelle war aufgestellt, und von allen öffentlichen und vielen privaten Häusern wehten Fahnen. Der König ging der „Schutzgöttin“ entgegen und küßte ihr die Hand, und sie ging mit freundlichen Augen durch unsere Stadt, und wo es an etwas fehlte, das sah ihr gütiger Blick und ergänzte alsbald ihre geschickte, freigebige Hand.

Nur Pluto war an solchen Feiertagen eingesperrt. Wurde er losgelassen, so fuhr er in einer unsinnigen Freude durchs ganze Land, riß die Stadt um und brachte den Zug zum Entgleisen.

O, es war schön in Heinrichsburg! Die größten Ehren habe ich dort genossen; ich war Großwesir und Stierkämpfer, Hofdichter und Scharfrichter, Hotelportier und Mitregent. Ich habe die Straßen ausgebessert und das Gesetzbuch verfaßt, ich war Dachdecker und Theaterdirektor, Seeräuber und Staatsanwalt. Selbst die Frau Königin bin ich gewesen; da hatte ich lange gelbe Locken und ein weißes Kleid mit einem Goldgürtel und ein Taschentuch, mit einer Krone gezeichnet. Am liebsten war ich Leuchtturm. Dann trug ich eine Laterne auf dem Kopf

und ließ ihr Licht nach allen Seiten spielen, bis die Schiffe, die in Wetter und Not draußen waren, glücklich den Hafen erreicht hatten.

* * *

Unsere gute See! Wenn ich jetzt, da ich ein fünfzigjähriger Mann geworden bin, manchmal träumend die Augen schließe, sehe ich ein weites Gelände vor mir, dadurch ein schmäler Weg führt. Es ist der Weg, den ich durch mein Leben gegangen bin. Grüne Wälder, aber auch öde Schutthalden sind an seiner Seite, und es fehlt nicht an Denksteinen, und mancher der Denksteine ist ein Marterl. Wenn ich nun so sitze und träume, ziehen Hunderte und Tausende von Menschen an meiner Seele vorüber. Ihnen allen bin ich einmal begegnet, bin ein Stücklein mit ihnen gewandert. Aber die meisten schauen mich so fremd an, als hätte ich sie nie gesehen: alle die, die mir gleichgültig waren und alle die, die mir einmal wehe taten. Sie hat mein Herz vergessen. Die aber, die mir etwas Liebes, Gutes erwiesen, reichen mir alle die Hand, und ihre Stimme klingt mir wie die der Freunde von gestern.

Und wenn sie kommt, die gute See meiner Kinderzeit, schlägt mir auch heute noch das Herz in Liebe für sie; ich hasche nach ihrer weißen Hand und küsse die Hand und lege sie auf meine Stirn. Dann wehen ihre blonden Haare im Winde, und ihre Augen sind schön und lieb wie in alten Tagen. Und sie nimmt meine Seele mit sich und führt sie in

die heilige Stadt.

Da stand ein kleiner Tempel. In dem Tempel war eine Figur des Heilands, die war so weiß wie Schnee. Vor dem Heiland stand ein Knabe, und über der Gruppe waren in goldenen Lettern zwei Sprüche in die Wand geschrieben:

„Dieses Kind wird der Größte sein im Himmelreich!“ und:

„Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen!“

Der Knabe aber, der vor dem Heiland stand, war Heinrichs Bruder Ludwig, der frühzeitig aus dem Leben geschieden war.

Als Ludwig starb, war ein solches Herzeleid auch über uns Kinder gekommen, daß ich mit Heinrich nach der Insel ging, um unsere schöne Stadt Heinrichsburg niederzureißen.

„Wenn Ludwig nicht mehr bei uns ist,“ sagten wir zu einander, „so macht uns die Stadt keine Freude mehr.“ Wir stiegen in bitteren Schmerzen auf die Adlerkoppe. Noch einmal schaute ich über den Ausichtsturm hinaus ins weite Land, dann löste ich ihn aus der Erde und nahm ihn unter den Arm. Heinrich packte den Bahnhof in seine Mühe, und eben wollten wir den Alpenjäger und die Gemse von der Helskuppe holen, als Heinrichs Mutter uns nachkam. Ihr Gesicht war weiß, und sie ging ganz langsam; aber sie lächelte doch, als sie uns über die Köpfe strich und sprach:

„Lasst nur eure Stadt stehen; Ludwig hat jetzt eine viel schönere Stadt als ihr!“

Da nahm Heinrich den Bahnhof wieder aus der Mühe,

und ich trug den Turm wieder auf den Berg, richtete ihn dort auf und überzeugte mich, daß die Aussicht über ihn hinweg wieder ganz herrlich schön sei.

Dann gingen wir drei nach Hause. Wir sprachen nicht. Es war gegen Abend, und der erste Stern tauchte auf am Himmel. Da holte Heinrich tief Atem und fragte mit stockender Stimme:

„Was für eine Stadt hat Ludwig?“

Die Mutter zog ihn an sich und sagte:

„Der liebe Gott kann ihm eine Stadt aufbauen aus lauter Gold.“

„Und hat er auch einen Berg und einen Turm darauf?“ fragte ich bestimmt.

„Er steht auf einem Berg, der höher ist als alle Berge, und er kann von da über die ganze Welt sehen.“

„Bis Berlin zum Kaiser?“ fragte Heinrich verwundert.

„Bis Berlin zum Kaiser,“ sagte die Mutter, „und — bis zu uns dreien.“

„Sieht er uns jetzt gehen?“

„Ja, ich glaube, er sieht uns gehen.“

Da blies der Abendwind übers Feld, und ich fror.

* * *

„Dieser ist der Größte im Himmelreich!“

Der goldene Spruch stand über Ludwigs Marmorbild, das vor dem Heiland stand. Mit scheuer Ehrfurcht dachten wir an den Spielfameraden, der mit einem Kranz weißer Rosen um die Stirn in jenes ferne Land gewandert und nun dort ein Fürst und Herrscher war. Da habe ich oft auf der Adlerkoppe neben dem Aussichtsturm gelegen

und hinaufgeschaut in das ewige blaue Land und im tiefsten Herzen gewünscht, daß ich auch einmal den Weg finden möge dorthin.

Oft pilgerten wir nach der heiligen Stadt. Ja, selbst der Förster kam manchmal mit; er stand dann ganz still und hielt seinen grünen Hut in der Hand. Meist war unsere gute See mit uns dort. Ich habe sie nie weinen sehen um ihr totes Kind. Ein ruhiges Leuchten war immer in ihren Augen. Und sie ging mit uns aus der heiligen Stadt freundlich nach Heinrichsburg, nach Ameisefeld und zu der Donarseiche, und sprach mit friedlicher fröhlicher Seele mit uns von allen wichtigen Dingen, die im Walde zu sehen waren.

Sie war selbst wie die Kinder, und darum hatte sie schon hier auf Erden ein Himmelreich im Herzen.

Meinem Freunde Heinrich und mir aber ist durch unser ganzes Leben der goldene Spruch aus der heiligen Stadt nachgegangen:

„Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen!“

Gedeon

— Das Ende einer Kindheit. —

Mein Onkel Eduard hatte zehn Kinder. Sein linker Nachbar, der Krämer Franzke, hatte auch zehn Kinder, und sein zweiter Nachbar, der Müller Seiffert, hatte auch zehn Kinder.

Die befreundeten Familien standen natürlich gegenseitig zu Paten. Im Winter brachten Müller und Krämer meinem Onkel je zwei gepützte Taler als Patengeschenk ins Haus; im Sommer trug mein Onkel in Begleitung des Krämers zwei Taler zum Müller, im Herbst in Begleitung des Müllers zwei Taler zum Krämer. So machten sich die Nachbarn gegenseitig „nobel“, und des Bedankens und Verwunderns ob der reichen Geschenke wollte immer gar kein Ende werden.

Gott ließ regnen und seine Sonne leuchten über all diese Gerechten. Die Kinder bekamen prompt der Reihe nach Masern, Scharlach und Diphtherie und wurden alle ebenso prompt wieder gesund. Alle Jahre wurde ein neuer Jungenanzug und ein neues Mädchenkleid für die beiden Ältesten und Größten gekauft, während sämtliche anderen Garnituren um einen Jahrgang nach unten rückten. So ist es kein Wunder, daß, je kleiner die Kinder waren, desto unwortelhafter sie gekleidet erschienen und deshalb eifersüchtig auf ihre Vorderleute Obacht

gaben, ob sie ihnen die nächstjährige Gewandung auch nicht allzusehr ruinierten.

Der ewig Neue, Strahlende, Moderne, Seine, Ungefleckte aber war Gedeon, der Älteste, der Kronprinz aus dem Hause meines Onkels. Eigentlich hieß er nicht Gedeon, sondern August, aber er hatte sich den biblischen Heldennamen aus eigener Machtvollkommenheit beigelegt, und es hätte ihm den Titel niemand streitig zu machen gewagt. Selbst Vater und Mutter und der alte Kantor, ja sogar der Briefträger und der Gendarm nannten ihn Gedeon.

Gedeon war unbestritten der Beherrschter sämtlicher dreißig Kinder; der Älteste des Krämers war ein schwächlicher Knabe, der für die Herrschaft nicht in Betracht kam, und der Älteste vom Müller war von Gedeon besiegt unterworfen, hörig gemacht worden.

Gedeon hatte eine so große Vorliebe für das Alte Testament, daß er nicht nur sich selbst, sondern auch jedem seiner Untertanen einen biblischen Namen beilegte.

Bei den Knaben spielten die Namen der Brüder Josephs und der kleinen Propheten eine große Rolle. Schwieriger war die Benennung der Mädchen. Eva, Rahel, Ruth, Sarah, Judith, Mirjam, Lea, Rebekka, alles war schon vorhanden; als daher des Müllers Jüngste, die im Kinderwagen saß und in sanfter Unschuld an einer Milchflasche sog, in das „Volk“ aufgenommen werden sollte, traute sich Gedeon, der Namengeber, verlegen hinter den Ohren und wußte keinen alttestamentlichen Mädchennamen mehr. Schließlich sagte er langsam: „Nun, vorläufig kann sie heißen: die makkabäische Mutter.“



Darauf erteilte er dem Neuling mit seinem hölzernen Schwerte den „Ritterschlag“, worauf die makkabäische Mutter die Milchflasche weglegte und erbärmlich zu schreien anfing.

* * *

In Ferientagen kam ich öfters in des Onkels Haus zu Besuch. Mein Vater behauptete zwar in einem schiefen Gleichnis, ich sei dort das erste oder gar das einunddreißigste Rad am Wagen, aber die Verwandten nahmen mich immer freundlich auf, ohne sich sonst weiter darum zu kümmern, was ich etwa äße oder tränke oder wo ich schliefse. Es kam vor, daß ich schon zwei oder drei Tage da war, ehe mich der Onkel bemerkte. Er hatte mich im Gewühl übersehen.

Als ich das erste Mal auftauchte, musterte mich Gedeon kritisch und unterzog mich einer Prüfung. Ich mußte über einen ziemlich hoch gehaltenen Stock springen, was ich fertig brachte, dann befahl er mir, ohne Leiter auf eine Linde zu kriechen, was gänzlich mißlang. Auch die Aufgabe, der Länge nach über einen beladenen Düngerwagen wegzușpucken, erwies sich als zu schwer für mich. Zuletzt sollte ich dem bösen Kettenhunde den Saufnapf mit Wasser füllen, was ich eifrig ablehnte. „Er kann nichts, und er hat Angst! Er ist ein Mutterjöhnchen!“ sagte Gedeon verächtlich und wandte mir den Rücken. Darauf wandten mir auch alle anderen den Rücken. Ich war ein Dummkopf; ich war ein Feigling. Ich hatte mich gesellschaftlich unmöglich gemacht. Nur die makkabäische Mutter nahm sich meiner ein wenig

an, indem sie mich ihren Breiöffel ablecken lassen wollte. Zwei Tage lang litt ich als Unzünftiger, dann beschloß ich, durch eine Tat von außergewöhnlicher Intelligenz meine Schneidigkeit darzutun. Einen schlimmeren Schimpfnamen als „Muttersöhnlchen“ gibt es für einen Jungen nicht. Am liebsten hätte ich damals abgestritten, je eine Mutter gehabt zu haben.

Nun hatte ich von Hause eine alte Schnupftabakdose mitgebracht, die ließ ich beim Krämer füllen. Im Kinderstaate ging alsbald die Mör von Mund zu Mund: „Er schnupft!“ Das hörte auch der Autokrat Gedeon, und was ich gewollt hatte, geschah — er suchte mich auf. Ich probierte gerade, auf einer starken Wagendeichsel auf einem Beine zu stehen, und fiel auf die Erde, als ich des Gewaltigen ansichtig wurde. Da lächelte er wieder verächtlich und hüpfte einmal höhnisch auf einem Beine die ganze Deichsel entlang, setzte sich aber doch zuletzt zu mir an die Erde.

„Was kannst du eigentlich?“ fragte er kalt.

„Ich hab' in Geographie ‚gut' und im Aufsatz ‚genügend plus',“ sagte ich bestimmt.

Ob dieser Schulweisheit machte er nur eine maßvoll verächtungsvolle Gebärde mit der Hand. Ich sah ein, daß ich mich da wieder greulich philisterhaft benommen hatte. Darauf legte er mir eine Reihe von Fragen vor: ob ich bögen, angeln, topfstehen, radschlagen, Sechsundsechzig spielen oder wenigstens mit den Ohren wackeln könne. Nein, ich konnte von alledem nichts.

Gedeon runzelte finster die Stirn. Nie war ein Prüfungskandidat in ärgeren Nöten als ich.

Da platzte ich heraus:

„Ich kann schnupfen!“

Er sah mich etwas freundlicher an.

„Wenn man richtig schnupfen kann, darf man nicht niesen hinterher,“ sagte er.

„Nein, nein, das darf man nicht,“ beeilte ich mich bei-zupflichten.

„Zeig' mir die Dose!“ befahl er dann. Ich reichte ihm die Dose hin und bat ihn, eine Prise zu nehmen. Das tat er, und darauf blickten wir uns an. Ich sah, daß Gedeon feuerrot im Gesicht wurde, daß seine Nase hundert Runzeln zog, die Muskeln zuckten, sich die Lippen fest aufeinander preßten, die Augen trännten, sich das Gesicht verzerrte, die ganze Gestalt bebte, und dann — nahm ich eine Prise und platzte augenblicklich los und nieste siebzehnmal.

Als ich wieder geradestehen und feuchend Luft schöpfen konnte, stand Gedeon gelassen an die Wagendeichsel gelehnt und sagte:

„Du kannst nicht schnupfen! Ich habe nicht ein einziges Mal geniest!“

In diesem Augenblick fing ihm heftig an die Nase zu bluten.

Noch an demselben Tage wurde ich in das Volk aufgenommen. Ich war stolzer darauf, als auf das beste Schulzeugnis, wenn ich auch gewünscht hätte, Gedeon hätte mir einen prächtigen und wohlklingenden Namen beigelegt. So aber hieß ich „Habauf“.

* *

Gedeon war ein Held, sein Kopf war immer voll füñner Pläne und eigener Gedanken. Gott weiß, was in ihm steckte: ein Napoleon oder ein Räuberhauptmann, ein grausamer Iwan oder ein Befreier wie Washington. Jedenfalls eine unbeugsame Herrennatur, ein Führer. Er irrite nie, er bat nie um Entschuldigung, er war nie unschlüssig, nie besorgt, alles Gelingen war ihm selbstverständlich, er nahm immer das beste und gab stets den Ausschlag. Holofernes, einer der Müllerjungen, versuchte einmal, eine Revolution gegen Gedeon anzuzetteln, gewissermaßen eine Art Konstitution einzuführen, dem Volke eine Mitregierung zu sichern. Die Folge war, daß ihn Gedeon sechs Stunden lang in einen leeren Schweinstall sperre, worauf Holofernes und seine Sache der Lächerlichkeit verfielen.

Gedeons Taten sind unzählbar.

Einmal zur Herbstzeit befahl er mir, mit ihm beim geizigen Heinisch-Weber Pflaumen vom Baum zu stehlen. Vor dem Garten des Webers war der Fluß. Jenseits des Wassers stand des Webers Pflaumenbaum, diesseits an der Landstraße eine Linde. Wir erklimmen also die Linde und rutschten auf einem Aste weit, weit hinaus bis über den Fluß. Ich hatte eine Todesangst vor einem Unglück, aber eine noch viel größere vor Gedeon. So ließ ich nichts merken und rutschte mit. Gedeon zog einen Ast des Pflaumenbaumes über das Wasser, pflückte die verbotene Frucht und gab mir davon. Ich aß standhaft, immer mit Grausen hinunter auf den Strom blickend, und sagte dann schüchtern:

„Gedeon, ich glaube, die Pflaumen zu Hause in unserem Garten schmecken besser.“

Da spuckte er einen Pflaumenkern in den Strom und sagte: „Habauf, du bist ein Schafskopf!“

In diesem Augenblick kam der Weber mit einem Knüppel aus dem Hause gelaufen; ihm folgte seine Gattin mit einem Besen. Ich riet zu schleuniger Flucht, aber Gedeon hielt mich mit eiserner Hand fest. Inzwischen rannten die empörten Pflaumenbesitzer über eine Brücke, kamen die Straße herauf, langten an der Linde an.

„Wart', ihr Halunken, — kommt nur herunter — kommt nur herunter! Hier bleiben wir stehen, und wenn's bis übermorgen dauert.“

Wir waren belagert. Kein Entrinnen war möglich. Wir waren auf Gnade und Ungnade der bewaffneten Macht da unten verfallen.

„Heinisch,“ rief Gedeon mit ernsthafter Miene hinunter, „Heinisch, ich sage Ihnen, es ist ein Kunststück, auf einer Linde Pflaumen zu pflücken!“

Heinisch geriet ob dieser neuen Frechheit in neue Wut und schwor, uns beide mausetot zu schlagen, wenn wir nur herunter kämen.

„Ich werde gleich kommen!“ sagte Gedeon, kletterte bis auf den untersten Ast und fixierte von da die Webersleute: „Also: wenn ich bis drei gezählt habe, springe ich runter und spring einem von Euch gerade auf den Schädel! Eins, zwei, dr—ei!“

Kreischend wichen die Weberleute beiseite, Gedeon langte mit eleganter Kniebeuge auf der Straße an und begab sich in mäßiger Eile von dannen.

Ich aber, ich armer Habauf, saß nun verlassen und einsam in meiner belagerten Baum- und Stromfeste. Meine Gedanken und Gefühle will ich nicht schildern, sondern bloß angeben, daß ich schon nach drei Minuten fest überzeugt war, meine Position ließ sich nicht länger halten. So klimm ich langsam bis auf den untersten Ast und sagte schüchtern:

„Ach, Herr Heinisch, sei'n Sie nur nicht böse, ich komme jetzt auch runter. Wenn ich bis auf drei gezählt hab', dann komme ich. Eins, zwei, drei!“ Und dann rutschte ich langsam den Stamm hinab.

Was soll ich sagen? Ich wurde gefangen genommen und barbarisch behandelt. Als ich wieder zu Gedeon kam, empfing er mich in höchster Ungnade. Auch er bekam ja sicher auf die Anzeige des Webers hin am nächsten Tage seine Prügel in der Schule. Das war ein unabwendbares Naturereignis. Was aber mir passiert war, das hielt Gedeon für ehrenrührig.

* * *

Gedeon übte über uns alle die volle Herrschaft aus; er war nicht nur unser König, er war auch der oberste Priester.

Seine geistliche Lieblingsbeschäftigung aber war das Eheschließen. Er hatte ein Gesetz aufgestellt, nach dem jede zehnjährige männliche und jede achtjährige weibliche Person seines Reiches ein Recht auf Verheiratung hatte. Dabei verfuhr er oft gewalttätig. Er bestimmte die Paare; er hatte seine eigene Frau Judith entlassen, weil sie ihm einen Riß im Jackenärmel so schlecht zu-

gestopft hatte, daß die Mutter den Schaden bemerkte, er hatte diese Judith zwangsweise an des Krämers Nabuchodonosor verheiratet und diesem dafür die nadelfertige Esther abgenommen. Das Volk murkte zwar über solche Gewalttat, aber zu einer Empörung kam es nicht.

Nun war wieder einmal die Österzeit genährt, und ich hatte mich am Gründonnerstag als Seriengast im Hause des Onkels eingefunden. Aber noch ein zweiter Fremdling war da, ein liebliches zehnjähriges Mägdelein aus Breslau, eine Verwandte der Müllerleute.

Dieses Mägdelein war etwas unendlich Seines. Es hieß Hildegard und war nie schmutzig. Es sprach hochdeutsch und hatte immer ein Taschentuch bei sich. Es hatte Spitzen am Wochentagskleide und sagte „bitte“ und „danke!“, ohne daß es sich schämte. Es flopste bei fremden Leuten sogar erst an die Tür an, ehe es eintrat, und tat noch mehr solch unerhörte Dinge. Und sein Vater war Postschaffner, das war noch mehr als Briefträger. Ja, es war vorauszusehen, daß Hildegard nach einem Jahr in die höhere Töchterschule gehen und alle fremden Sprachen lernen würde.

Am ersten Tage zogen sich alle Kinder von dem fremden Mädchen zurück. Eine große Scheu ergriff das Volk. Da stand die schöne Fremde einsam und richtete die großen blauen Augen in die Ferne, nach der sie Heimweh hatte. Die makkabäische Mutter brach den Bann. In ihrer dreijährigen Zudringlichkeit redete sie die Seine an, und nun kamen alle anderen Mädchen und bildeten einen Hofstaat um die Prinzessin, und nach und nach suchten

sich auch die Jungen durch Vorführung ihrer Kunststücke und Aufzeigen ihrer Reichtümer bei der „Neuen“ in Kunst zu setzen. Nur Salmanassar beging eine Taktlosigkeit, indem er der Heinen als Geschenk einen alten Taschenkamm anbot, den sie ablehnte.

Gedeon allein hielt sich abseits. Er war schwer verwundert in diesen Tagen, daß neben ihm etwas auftauchen könne, das derart imponierte. Doch bald schüttelte er die Beleidigung von sich. Er versammelte das ganze Volk im Garten und führte alle seine Kunststücke vor, auch die Riesenwelle und sogar den Totensprung. Und ich bemerkte, daß er oft auf die Fremde sah, ob es ihr auch gefiele, ob sie auch staune. Die aber saß da mit ihrem stillen Gesichtchen, und am Schluß sagte sie nur:

„Ich habe einmal im Zirkus gesehen, daß eine Frau sich eine große Stange ganz frei auf die Brust setzte und ein Mann an der Stange hochfletterte und oben türkte. Und die Stange wurde nicht gehalten und fiel nicht um.“ Gedeon erleichterte. Aber dann sagte er: „O, das könnte ich auch, wenn ich nur eine Frau hätte, die sich die Stange auf die Brust stellt.“

Das Mädchen erzählte weiter vom Zirkus: viele abenteuerliche aufregende Dinge. Dann sagte sie, sie sei schon einmal im Theater und einmal sogar im Zoologischen Garten gewesen, erzählte von Tänzerinnen und Bären, vom Äschenbrödel und vom Kamel, von schönen Engelein und drolligen Affen, vom Königsohn und vom Nilpferd.

Das erstemal in seinem Leben fand Gedeon keine Worte, stand stumm unter seinem Volk, fühlte sich übertrumpft,

gedemütigt von diesem kleinen Mädchen. Das erstmal sah das Volk mit einer gewissen Mißachtung auf ihn, auf seine Kenntnisse, auf seine Künste. Minutenlang stand er so still da, nur sein Kopf färbte sich rot. Und plötzlich ging er auf das Mädchen zu, schüttelte es an den Schultern und sagte: „Du — du bist eine erbärmliche Hans!“ Und ging davon.

Eine Stunde später rief er abermals das Volk zusammen und sagte: „Wer noch einmal — noch ein einziges Mal mit der spricht, den stoß ich aus, und der darf nie mehr mit uns sein!“

* * *

So tat er die Fremde in die Facht.

Das Mädchen war einsam, aber auch Gedeon war einsam. Mit finsterem Gesicht aß er den Österbraten, mit finsterem Gesicht trug er seinen neuen Anzug, nachdem er dreimal an der Fremden vorübergegangen war und sie kein Wort über seine Leibeszier gesagt hatte. Friedlos wanderte Gedeon hin und her und landete immer und immer wieder in der Nähe des Mädchens. Selbst in der Nacht fand er keine Ruhe. Ich sah ihn einmal aufrecht in seinem Bette sitzen und hörte ihn mit sich selber sprechen. „Einen richtigen Feuerfresser hat sie gesehen? Einen Elefanten, der Trompete bläst? Ach, Unsinn!“ Und warf sich um in sein Bett, saß aber bald wieder mit wachen Augen träumend da. Und sprach leise und schmerzlich zu sich: „Sie ist schöner und klüger als alle!“ Und wieder nach einer Weile hörte ich etwas — was ich nicht für möglich gehalten hätte — hörte ich, daß Gedeon ingrimmig schluchzte.

Am nächsten Morgen erschien die Rebekka vom Müller und meldete, die Fremde wolle nach Hause. Es sei ihr bange, es gefalle ihr hier gar nicht. Gedeon geriet in große Erregung:

„Sie wird nicht fort — sie darf nicht fort — das werde ich ihr austreiben!“

* * *

Es war ein Wunder geschehen. Gedeon und die Fremde waren ausgesöhnt. Sie wanderten mit strahlenden Gesichtern durch den Garten, und Gedeon erweckte durch hundert Kunststücke im Herzen des Mädchens Liebe und Bewunderung. Am Nachmittag wurde sie in das „Volk“ aufgenommen. Wir waren alle gespannt, wie die Neue heißen würde, da doch der Vorrat an Mädchennamen erschöpft war. So machte es einen tiefen Eindruck auf uns, als Gedeon dem schönen Kinde sein hölzernes Schwert auf die Schulter legte und mit glücklicher, ja, mit triumphierender Stimme sagte:

„Ich nehme dich auf in das Volk und nenne dich: die Königin von Saba.“

Höchstselig lächelnd schaute das Mädchen zu dem Helden auf, und alles Volk neigte sich vor ihr.

Ein wenig später nahm mich Gedeon zur Seite und sagte:

„Ich werde die Königin von Saba heiraten!“

„Du hast doch schon die Esther!“

„Ach, die — schaff' ich ab. Ich muß die Königin von Saba zur Frau haben, ich muß! Und wer was dagegen sagt, der —“ Er runzelte die Stirn. Ich aber fand es

unerhört, erst eine Judith laufen zu lassen und dann auch noch einer Esther den Laufpass zu geben.

„Was werden aber die anderen dazu sagen?“

Er machte ein verächtliche Miene.

„Habauf, ich hab dir schon einmal gesagt, daß du ein Schafskopf bist. Was die anderen sagen, ist immer egal. Die Esther wirst du heiraten oder der Zebulon.“

Ich muß sagen, es empörte sich etwas in mir. Diese abgelegte Esther zu übernehmen, dazu hatte ich gar keine Lust. Doch wagte ich natürlich nicht, heftig zu widersprechen, sondern sagte nur:

„Es wäre mir am liebsten, wenn ich vorläufig noch ledig bleiben könnte.“

Er besann sich ein wenig und sagte dann: „Ja, du kannst mich mit der Königin von Saba trauen, und der Zebulon nimmt die Esther.“

Die Gattenpflichten waren ja in diesem Volke sehr leicht. Sie bestanden darin, der Gesponsin beim Lumpenmann einen Ring zu kaufen, sie gegen ihre Feinde zu beschützen, ihr bei der Schularbeit zu helfen, soweit der Gatte dazu imstande war, und beim Spiel ihr Partner zu sein. Immerhin tat mir Zebulon leid; denn Esther war drei Jahre älter als er und noch dazu seine Schwester. Das kann man nicht gerade eine vorteilhafte Partie nennen. Zebulon weigerte sich auch, wurde aber von Gedeon durchgehauen und war dann zur Ehe bereit.

Mir fiel also das Amt zu, Gedeon und die Königin von Saba zu trauen. Es war eine saure Arbeit; denn erstens waren mir die priesterlichen Gewänder, die sonst Gedeon trug, viel zu groß, und dann machte mir die Traurede

viel Schmerzen. Es ist für einen Anfänger nicht leicht, gleich vor den Gewaltigen der Erde zu sprechen. Immerhin, ich nahm mich zusammen und stand würdevoll vor dem Altar, den Gedeon in einer großen Bodenkammer aufgebaut hatte. Der Hochzeitszug nahte. Die Braut trug einen wundervollen Schleier, den die Tante aufgesteckt hatte, Gedeon hielt effektvoll einen Zylinderhut in der Hand, den der Onkel geborgt hatte. Die andere Hochzeitsgesellschaft war weniger stilgerecht. Nabuchodonosor, der Trauzeuge war, hatte sich eine blaue Zuckerdüte auf den Kopf gesetzt, und die makkabäische Mutter, die als Brautjungfer fungierte, hatte sich den Gummilutscher mitgebracht. Einige Herren der Gesellschaft führten Säbel, Armbrust, Trommel oder Steckenpferd mit sich, und Ruben trieb mit seinem Bruder Lewy Allotria mit meiner Schnupftabakdose. Ganz aus der Art aber war es, daß Salmanassar während der Trauung mit seinem Blaserohr nach dem Brautpaar Scheibe schoß.

Unter solchen Umständen ist es nicht leicht, eine ergreifende Predigt zu halten. Ich tat, was ich konnte.

„Geehrtes Brautpaar! Die Ehe stammt aus dem Paradiese. Da war Adam Bräutigam und Eva Braut.“ Hier blieb ich stecken. „Braut — Braut —“ wiederholte ich einige Male mit einem fatalen Lächeln.

„Tawohl Braut!“ schrie Salmanassar im Hintergrunde. Ich machte ein hilfloses Gesicht und eine ohnmächtige Handbewegung. Gedeon, der Bräutigam, zog eine wütende Miene.

„Weiter — oder — !“

Dieser Wütendich hätte sich sogar an der Geistlichkeit ver-

griffen. Die Angst half mir. Allerhand fiel mir ein, was ich in Traureden gehört hatte.

„Geehrtes Brautpaar, das ist eine feierliche Stunde!“

„Der Salmanassar schießt mit'm Blaserohr,“ kreischte mir die Sarah dazwischen.

„Schmeißt ihn raus!“ rief der Bräutigam, indem er sich umwandte. Salmanassar flog hinaus. Das Blaserohr flog hinterher.

„Das ist eine feierliche Stunde!“ wiederholte ich. „Die Ehe ist schwer.“

„Mit der Königin von Saba ist sie nicht schwer!“ grollte der Bräutigam.

„Nein, nein, mit der ist sie nicht schwer!“ gab ich ohne weiteres zu und fuhr fort: „Ihr sollt alles miteinandertragen, Freude und Leid. Ihr sollt euch eure Schwächen verzeihen, denn jeder Mensch hat Schwächen. (Der Bräutigam schüttelte heftig den Kopf.) Wenn ihr franz seid, sollt ihr euch pflegen, und eure Kinder sollt ihr fromm erziehen. Amen.“

Der Bräutigam zuckte die Achseln. Ich merkte, er war nicht zufrieden. Die Braut aber sagte laut: „Das hat er schön gemacht“, und da hellte sich auch Gedeons Gesicht auf, und ich konnte erleichterten Herzens die Zeremonie zu Ende führen, was mir über Erwarten gut gelang. Das Hochzeitsmahl war nicht schlecht. Die Tante kochte Schokolade für alle, und Gedeon gab vier Zigarren zum Besten, die er um zehn Pfennig in der Stadt gekauft hatte. Zwei rauchte er selber, eine bekam ich als Stolgebühren, und eine bekam Zebulon, der Zwangsmann der Esther, gewissermaßen als Trostpreis. — — —

Gott weiß, was in ihm stedte, was Großes und Selt-
sames aus ihm geworden wäre, oder was Großes und
Seltsames verdorben wäre in der Enge seiner äußerem
Verhältnisse. Was ist ein Held unter Bauern, wenn es ihm
bestimmt ist, auch ein armer Bauer zu werden, wenn
rings auf eine edle Seele die Knechtschaft lauert?!

Und siehe, es wurde anders, als alle dachten.

Gedeon tat das Kühnste, was noch keiner aus dem Volke
gewagt hatte, — er führte seine Frau. Seine Kindheit
war zu Ende. Und alle die jungen Männlein und Weib-
lein sahen zu und lachten nicht einmal.

Auf der Wiese, die am Flusse lag, wurde das Hochzeits-
fest begangen mit Spiel und Tanz. Gedeon hatte seiner
Braut einen Schneeglöckchenstrauß geschenkt, den trug
sie an der Brust. Ein großer, weißer Strohhut lag auf
ihren blonden Haaren und seine blauen Schleifen flatterten
im Winde.

Die Wiese war gelbgrün, die ersten Blättlein standen
an Baum und Strauch, der brausende Fluss sang sein
rollendes Frühlingslied, hoch im Blauen war Lerchenge-
sang.

Da streckte Gedeon seine starken Arme gen Himmel
und sang laut und mächtig an zu schreien. Es war ein
wilder, ein königlicher Schrei; Gedeon schrie vor Kraft
und Glück.

Dann funkelten seine Augen, und er sagte zu seiner Braut:
„Paß auf, wenn ich zu den Soldaten geh, werde ich der
alleroberste General. Oder ich geh auf die See!“

Nahm sie plötzlich und schwang sie im Kreise herum und
schrie wieder laut dabei vor Kraft und Glück und Lebenslust.

Da löste sich dem Mädchen der Hut — der Wind nahm ihn — trieb ihn in den Fluß.

„Mein Hut! — Mein Hut!“

„Ihr Hut, ihr schöner Hut!“

„Ruhig, ihr Weibsvolk, ich hole ihn!“ —

Dreizig Kinder standen am Ufer, als Gedeon in den Fluß sprang. Dreißig Kinder sahen freudig erregt zu, wie er dem Hute nachschwamm. Keines bangte um den Helden, dem alles gelang. Allen war es ein herrliches Schauspiel.

Seht, er hat den Hut, er hebt ihn triumphierend über das Wasser. Er schwimmt an den Rand, — o, es hält schwer — die Strömung ist stark — er ist in Kleidern — aber er ist der Gedeon!

Halt, jetzt hat er den Erlenzweig! Seht, er schleudert den Hut ans Ufer. Da liegt er auf dem Erlenbusch. Er hat gesiegt, er hat gewonnen, wie er immer gewinnt. O, Königin von Saba, was sind deine Zirkuskünstler gegen den! In lachendem Stolz steht das ganze Volk am Ufer.

Aber jetzt — jetzt bricht der Erlenzweig, an dem sich Gedeon emporziehen will, und er treibt nach der Mitte des Flusses zurück —.

O, lasst ihn nur, lasst ihn nur, es ist ja der Gedeon!

Passt nur auf, passt auf, was jetzt noch Großes kommt!

Da fängt ein Mädchen plötzlich an zu weinen und sagt:

„Das Wehr! Müllers Wehr ist so nahe!“

„Das Wehr! Das Wehr! Gedeon! An den Rand!“

Und plötzlich schreien und weinen dreißig Kinder.

* * *

Wir konnten es lange nicht fassen, daß Gedeon tot sein sollte. Einer von uns sagte:

„O, das läßt er sich nicht gefallen!“

Er ließ es sich aber doch gefallen, ließ sich tragen und in den weißen Sarg legen. Und hielt ganz still.

Es ging viel in diesem Sarge verloren. Verloren? O, jetzt glaube ich wohl: es wurde viel Großes und Königliches in diesem Sarge gerettet. Verwundert, scheu, standen wir um den toten Gedeon. Er hatte ein Gesicht wie immer, wenn er unzufrieden war. Er war unzufrieden mit sich selbst, unzufrieden, daß er sich vor uns allen und vor seiner geliebten Königin von Saba als kein besserer Schwimmer gezeigt hatte. Wir gingen die Tage behutsam, scheu, furchtsam wie die Diener, wenn ein strenger Herr schläft.

Erst als der Sarg geschlossen wurde und Gedeon nicht dagegen tobte, sich nicht gegen den Deckel stemmte, sondern sich geduldig einnageln ließ, da fingen wir alle bitterlich an zu weinen.

Der Verlust wurde uns klar, wir erkannten, daß unser König gestorben war, daß wir ein verwaistes, führerloses Volk waren.



Das Niklasschiff

Zu mir kam der Nikolaus nie, dagegen in jedem Jahr zu unserem Nachbarssohne, dem reichen Mühl-Karl. In der Schule zeigte er mir dann an jedem 7. Dezember die schönen Sachen, die er geschenkt bekommen hatte. Ich muß sagen, daß ich einen Groll auf den Niklas hatte. Auch dann noch, als mir meine fluge Tante gesagt hatte: „Siehst du, wir haben so ein kleines Haus, da ist es schon leicht möglich, daß es der Nikolaus übersieht. Denn er ist nun doch einmal ein alter Mann.“

Das ließ ich mir eine Reihe von Jahren gefallen, als ich aber zehnjährig war, beschloß ich, mich an den Weg zu stellen, dem Nikolaus aufzulauern und ihn auf unser kleines Haus aufmerksam zu machen.

Um halb acht lämte er immer, hatte mir Karl verraten. Gut, um halb acht stand ich auf der Straße vor der Mühle und paßte auf.

„Herr Nikolaus,“ wollte ich sagen, „bitte schön, ich wohne dort drüber! Dort in dem weißen Hause, wo der Kastanienbaum davorsteht! Wenn Sie bis an den Kastanienbaum herangehen, werden Sie das Haus schon sehen. Ich kann den Katechismus noch besser als der Karl, und ich hab' bei der Schulprüfung eine Prämie getriegt, und er nicht!“

So wollte ich sagen. Ich hatte lange nachgedacht über diese Ansprache und konnte sie sehr gut auswendig. Ach, es war eine von den schönen Reden, die nicht ge-

halten werden. Denn als der Niflas wirklich kam, ein großer Mann mit einem wilden, langen Bart, mit einem umgedrehten Zottelpelz und einem Strohseilgurt, da verließ mich der Mut, und ich wäre hinter dem Lattenzaune, wo ich stande, fast gestorben vor Angst, als er vorbeiging.

Erst, als er weit weg war, kriegte ich all meine Courage wieder und schrie nun wie besessen:

„Herr Niflas! — Herr Niflas! — Ich wohne dort drüben — dort in dem kleinen Hause — bei dem Linden — nein, bei dem Kastanienbaum — hören Sie, bei dem Kasta — niem — baume!“

Er wandte sich nicht um, er verschwand in der Mühle. Ich zitterte am ganzen Leibe, und zornige Tränen kamen mir in die Augen.

Ich würde auch dieses Jahr nichts kriegen. Das war klar! Denn der Niflas hatte die Ohren verbunden gehabt. Außerdem — die zwei wichtigsten Dinge, Katechismus und Schulprämie, hatte ich vergessen.

In dieser Nacht lag ich eine qualvolle, lange Viertelstunde schlaflos wach im Bette. Ich wußte, daß ich nie wieder glücklich sein würde im Leben. Aber dann kam der große Tröster, der so wonnig zu lügen versteht, der Schlaf. Er löschte meine Leiden aus und stellte ein holdes Glück an ihre Stelle. Er erzählte mir, ich hätte zwei Bleisoldaten vom Niflas erhalten, einen blauen und einen roten.

* * *

Am anderen Tage hatte richtig der Mühl-Karl wieder eine ganze Menge Sachen mit in der Schule. Ich wollte an-



fangs nichts davon ansehen, als er aber ein kleines Holzschifflein auf die Schulbank stellte, war es aus mit meiner Selbstbeherrschung.

Ach, es war ein süßes Schifflein! Es hatte einen Mastbaum und zwei Segel, ja sogar einen kleinen eisernen Anker. An der Seite stand der Name des Schiffes:

„St. Niflas!“

Da weiß ich heut noch, wie ich damals plötzlich den Kopf auf die Schulbank legte und bitterlich zu weinen anfing. Die anderen Kinder lachten anfangs, dann redeten sie auf mich ein; zuletzt lief einer nach dem Lehrer, der drüben in seiner Wohnstube frühstückte.

Ich sagte auch dem Lehrer den Grund meiner Tränen nicht. Aber ich hörte auf zu weinen. Ein wilder Troß überkam mich. An diesem Tage ließ ich den Mühl-Karl die Rechenaufgaben nicht abschreiben, und als er Hiebe bekam, freute ich mich.

Hiebe! Da hatte er es nun mit seinem Schiffe! Da hätte nur jetzt mal der Niflas zum Fenster reingucken sollen, wie sein geliebter Mühl-Karl über dem Stuhle lag und ich so stolz in der Bank saß und eine Tafel hatte, auf der alles richtig herauskam!

O, ich war auf dem Wege, ein schlechter Kerl zu werden! Ich bekam nicht einmal Gewissensbisse, als mich auf dem Heimwege der Karl troß allem, was vorangegangen war, freundlich einlud, mit ihm am Nachmittag das Schiffchen auf dem Mühlbach schwimmen zu lassen.

Nein, ich schlug es grob ab. Ja, ich setzte etwas hinzu, was mir nur in der tiefen Verbitterung meines Herzens einfallen konnte:

„Überhaupt sind wir mit euch verfeindet! Denn mein Großvater hat mit deinem Vater einen Prozeß wegen dem Brunnen gehabt, und da hat mein Großvater alles unschuldig bezahlen müssen.“

So wurde aus der Feindschaft der Alten auch eine Feindschaft der Kinder. Das mit dem Prozeß stimmte. Denn wir hatten mit den Müllersleuten einen gemeinsamen Brunnen, und wo ein gemeinsamer Brunnen ist, muß auch ein Prozeß sein.

* * *

Es vergingen fast zwei Wochen. Der Mühl-Karl bekam öfter Prügel in der Schule. Der Lehrer fand, daß er nicht nur im Rechnen, sondern auch namentlich im Aufsatz sehr zurückgegangen sei. Du lieber Gott! Der Lehrer hatte 110 Schüler in vier verschiedenen Abteilungen; der konnte wirklich hinter die Schliche solcher Ränkeschmiede, wie ich einer war, nicht kommen.

Zu meiner Ehre kann ich wahrheitsgetreu angeben, daß ich mich nach und nach über die Prügel, die der Mühl-Karl bekam, nicht mehr freute. Wenigstens nicht mehr so heftig freute, wie am 7. Dezember.

Am 20. Dezember trat der Karl auf dem Heimwege abermals an mich heran.

„Komm doch heute mit mir Schiffel fahren!“ sagte er. Ich sah jetzt noch, wie bittend ihm die braunen Augen aus dem roten, robusten Gesicht leuchteten. Einen Augenblick schwankte ich. Aber der Groll siegte.

„Gelt, daß ich dich dafür morgen abschreiben laß! Ich werd' mich schön hüten!“

Und ich wandte ihm den Rücken.

Es war eine schwere Schuld, die ich auf mich lud.

Am selben Tage, kurz ehe die Dämmerung hereinbrach, sah ich die Müllerin schreiend über den Hof laufen, gleich hinterher rannte der Müller, dann die Dienstboten, zuletzt humpelte sogar die lahme Mühl-Großmutter bis vors Tor.

Und ein bißchen später brachte der stärkste Knecht aus der Mühle den Karl getragen.

Er hatte mit seinem Schiffchen gespielt und war in den eiskalten Mühlgraben gefallen.

Zuerst war alles in mir stumpf und still. Eine Schadenfreude kam mir nicht; dafür war ich zu sehr erschrocken. Bloß eine Neugierde war in mir, was jetzt werden würde. Aber dann, als es finster wurde, immer finsterer, als immer noch nicht unsere Lampe angezündet wurde, wurde ich so unruhig, so schwer unruhig.

Der Großvater war still, die Tante sagte kein Wort. Und kein Licht — kein Licht! Der Sturm fing auch an zu gehen. Vor dem Sturme am Abend, dem finsteren Sturme, hatte ich immer Angst.

Ich rüdte zum Feuer. Aber unser Hund knurrte mich an, weil ich ihn verscheuchte.

Ein Wagen rumpelte draußen. Wir gingen alle ans Fenster. Es war des Müllers Glaswagen mit den zwei Laternen.

„Sie bringen den Doktor,“ sagte der Großvater.

Und die Tante sagte: „Wer weiß!“

Da packte mich etwas an der Kehle, und als ich die Tante

fragen wollte, was sie gemeint habe, brachte ich kein Wort heraus.

Wenn er sterben müßte!

Oh, ich war ein kleines, dummes Büblein, hatte keine verfeinerte Seele, aber ein naßtes, blutzartes Herz, das von einem jähnen Angstweh durchschnitten wurde, als ihm Tod und Schuld so nahe traten.

Ich bekam keine Luft; ich schlich hinaus, dann rannte ich über die Höfe hinüber zum Müllerhaus. Ich stand eine Weile frierend vor der Tür, dann kam eine Magd, die ich fragen konnte.

Der Doktor könne nichts versprechen, sagte sie, und der Karl läge da mit offenen Augen, aber er könne nicht reden und auch nicht hören.

Langsam kehrte ich um. Ich lehnte lange an Müllers Gartenmauer; ich setzte mich endlich auf unsere Haustürschwelle und starrte hinüber nach den erleuchteten Fenstern. So fand mich die Tante und brachte mich zu Bett. Ich dachte unausgesetzt an den Karl. Einen einzigen Trost hatte ich — daß er die Augen offen hatte. Wenn sie nur nicht zufielen! Ich streckte meine Hände aus auf der Bettdecke und stellte mir vor, daß ich Mühl-Karls Augendedel offenhalten könnte.

Ja, ich mußte sie offenhalten — mußte! Wäre ich mit ihm gegangen, dann wäre er nicht ins Wasser gefallen. Nun durften die Augen nicht zufallen! Nein, nein, sie durften nicht zufallen!

Und ich hielt zwischen Daumen und Mittelfinger je ein Stücklein Bettzeug und dachte immer, es seien Karls Augendedel.

Eimmal fiel mir ein, wenn der Karl stürbe, hätten wir einen Tag keine Schule und könnten das schöne Lied: „Wo findet die Seele die Heimat“ singen.

Aber der Gedanke, der mich sonst bei Todesfällen im Dorfe immer begeistert hatte, erfror diesmal an einem inneren Frost, der mir die Glieder schüttelte. Und Daumen und Mittelfinger preßten sich fester zusammen. Zuletzt wollte ich beten. Und in seiner großen Angst demütigte sich mein Herzlein, und ich betete zum Nikolaus, zu dem einzigen Heiligen, von dem ich glaubte, ich sei mit ihm verfeindet. Ich stellte ihm gar inständig vor, daß er ja sehr recht täte, wenn er mir nie etwas schenke, weil ich doch so schlecht sei; aber über den Karl möge er sich erbarmen und ihn gesund werden lassen, denn dem Karl sei er doch von jeher sehr gut gewesen.

* * *

Drei Tage vergingen. Am Brunnen hatte ich täglich der Marie, des Müllers Magd, aufgelauert.

Ja, er hätte immer noch die Augen offen, hatte sie mir gesagt.

Wenn die Augen so lange offen stehen, wird er schon gesund werden, tröstete ich mich. Aber die Sorge, sie möchten zufallen, verließ mich nicht, und ich grübelte auch immer schmerzlich darüber nach, warum denn der Karl nichts sehen könne, wenn er doch die Augen offen habe.

Ich versuchte es eifrig, mit offenen Augen nichts zu sehen, aber es gelang nicht. Ich sah sogar am Abend und in der Nacht.

Endlich hielt ich's nicht länger aus, und ich befragte meine freundliche, kluge Tante. Sie besann sich eine Weile, dann sagte sie:

„Weißt du, der Karl hat jetzt keine Seele.“

Das war am 23. Dezember gewesen. Es war gut, daß wir schon keine Schule mehr hatten, denn ich hätte nicht ein einziges bißchen lernen und aufpassen können. Ich dachte jetzt immerfort daran, daß der Karl keine Seele mehr habe.

Wo die Seele hin sei, darüber zersann ich mir den Kopf Stunde um Stunde. Daß sie nicht im Himmel sein konnte, wußte ich, da der Karl noch nicht gestorben war. Wo war nur die Seele hin?!

In der Nacht auf den 24. lag ich lange wach. Das kleine Herz schlug schnell und laut, die Hände irrten auf dem Deckbett hin und her, der Kopf brannte. Es war so heiß in der Kammer.

Und da fiel mir's urplötzlich ein.

Wie der Karl ins Wasser gefallen ist, ist die Seele herausgegangen aus seinem Munde und im Bach ertrunken. Mit einem Ruck saß ich aufrecht im Bette. Ich fror zum Erbarmen und doch lief mir der Schweiß über das Gesicht. Die Seele! Karls Seele! Ins Wasser gefallen! Ertrunken! hilflos ertrunken! O Gott!

So eine Seele ist etwas Zartes, Seines, etwas in einem dünnen, weißen Hemdchen.

Wenn das in den eisigen Mühlbach fiel und darin ertrank und erfroß!

Es ist mein bitterer Ernst, wenn ich sage, daß ich nie wieder so heiß und hoffnungslos gelitten habe im Leben

wie damals, als sich die Krallenfinger der Angst und Reue zum erstenmal in mein wehrloses junges Herz eingruben.

Damals hörte ich das erste Mal die Mitternachtsstunde schlagen.

Nach langer Zeit war ich so erschöpft, daß ich halb betäubt ins Bett zurück sank. Und in der schweren Müdigkeit kam dem kleinen Kämpfer endlich ein milder Trostgedanke. Das Schifflein! Das Schifflein war ja auch im Wasser gewesen. Vielleicht hatte sich Karls Seele an das Schifflein angeflammert und gerettet! —

Am Heiligabendtage ging ich frühzeitig zum Brunnen. Ich mußte lange warten, dann kam die Müller-Magd.
„Hat er die Augen noch offen?“

„Nein, seit gestern abend hat er sie zu!“

„Ist er — ist er gestorben?“

„Jetzt ist er noch nicht gestorben.“

Sie füllte ihre Kannen und ging. Unbeweglich schaute ich ihr nach, wie jemandem, der die letzte Hoffnung fortträgt. Er war noch nicht gestorben! Aber er hatte die Augen schon zu! Es schien mir der Augenblick der höchsten Gefahr.

Die Seele mußte ich suchen — die Seele!

Ich eilte durchs Hoftürchen hinaus aufs Feld, über einen Acker weg, auf den Mühlbach zu. Die Glieder bebten mir in eisiger Angst, aber ich ging.

Ach, ganz fertig brachte ich es doch nicht! Abseits vom Bache rannte ich flussaufwärts. Ich spähte sehnsüchtig verlangend hinüber, aber die Süße blieben mir in den Löchern des Sturzadlers gefangen.

Dort war die große Esche. Dort war er hineingefallen
Noch einmal überkam mein Kinderherz eine heiße Todes-
angst. Dann aber sah ich den Karl vor mir liegen mit
geschlossenen Augen, und laut aufweinend vor Furcht und
Sorge rannte ich hin zur Esche.

In der Nacht war ein milder Frost gekommen, der hatte
eine dünne Eisdecke über den Bach gespannt. Spiegel-
glatt lag die glitzernde Fläche vor mir, lächelnd und tot.
Gefroren! Nun war die Seele nicht mehr zu finden!
Nun steckte sie unter dem Eise!

Langsam schlich ich den Bach hinab. Einmal schrak ich
zusammen, als ich etwas Weißes im Eise sah. Aber
es war nur eine Luftblase.

Da gab ich alle Hoffnung auf. Der Kopf schmerzte,
die Füße straukelten oft und glitten aus. Und eine
schneidende Todeskälte stieg vom Bache herauf. Es
war eine traurige Wanderung für ein Kind am heiligen
Abend.

Und da traf mich das Wunder!

Eingefroren, nicht weit vom Ufer weg, stand Karls kleines,
süßes Holzschifflein. „St. Nillas“ stand daran, und der
Wind spielte leicht mit den kleinen Segeln.

Drinnen aber, drinnen im Schiff lag etwas Weißes.

Mit glühenden, weiten Augen starre ich hin.

Zuerst fiel mir ein, es möge ein verwehtes Blatt sein, das
der Reif so weiß gemacht habe. Aber bald kam mir
eine viel, viel bessere Erkenntnis.

In dem Schiffe war Karls Seele! Ein bißchen zusammen-
gefroren, ein bißchen bereift in den kalten Winternächten
— aber doch Karls kleine, weiße Seele.

Sie hatte sich gerettet!

O — alleluja — gerettet!

Ich rutschte auf den Knien den Bachrand hinab, ich ergriff einen dünnen Erlenzweig und beugte mich weit über das Wasser. Einen Augenblick schwiebte ich so zwischen Tod und Leben, dann hielt ich das Schifflein in den Händen. Keinen Blick warf ich mehr hinein. Nein, das wagte ich nicht. Aber mit hocherhobenen Händen, so wie ein Priester einen heiligen Kelch trägt, so trug ich in dem Holzschiffe Karls Seele heim.

Als der Wind übers weiße Feld fuhr, als mir die großen, schwarzen Vögel über dem Haupte flogen, drückte ich das Schifflein an meine Brust.

Als aber die goldene Sonne durch die Wolken schien, trug ich es wieder hoch in den Händen und ging langsam, glücklich, zuversichtlich Schritt für Schritt.

An des Müllers Tür war eine Klingel. Mit erstarrter Hand riß ich an dem Zuge, daß die Glocke schrill durchs Haus gellte. Der Müller kam schreitend herausgesprungen. Ich aber stand ruhig und ernst da und sagte so feierlich, als ob ich ein Gebet spräche:

„Ich bringe Karls Schiff! In dem Schiffe ist Karls weiße Seele!“...

Der Müller starrte mich an. Als ich ihm aber so gläubig in die Augen sah, sagte er kein Wort, nahm mir das Schifflein ab und trug es ins Haus.

* * *

Und noch ehe die Lüster meines kleinen Christbaums angezündet wurden, trat der Müller in unsere Stube. Er

entschuldigte verlegen sein Kommen und sagte, er freue sich so, denn der Doktor sei eben wieder dagewesen und habe gesagt, der Karl werde nun bestimmt gesund werden. Das komme er uns sagen, weil wir öfter hätten nachfragen lassen. Der Großvater, die Großmutter und die Tante waren freundlich zum Müller. Ich sagte kein Wort. Auch dann wich das andächtige Schweigen der Freude von mir nicht, als der Müller fortfuhr:

„Gerade als euer Paul das Holzschiffchen brachte und so sehr mit unserer Klingel läutete, ist der Karl aufgewacht aus seinem Schlafe und hat die Besinnung wiedergehabt. Und uns sind allen die Augen übergegangen, weil doch euer Paul meinte, in dem Schiffe bringe er Karls Seele.“

herbstabend

Ein Herbsttag ist zu Ende. Das Wetter ist trübe geblieben von Morgen an. Zwischen der Erde und der Sonne hingen dicke Wolken den ganzen Tag. Es ist eigentlich lächerlich, daß ein so dünnes Spinnwebnetz, wie die Wolken es sind, den prächtigen, klobigen Koloß der Erde vom Licht seiner Sonne trennen kann. Oder vielmehr nicht lächerlich, sondern weise darauf hinausgehend: „Ihr Menschlein, bildet euch nichts ein; ein bißchen Wasserdampf pußt euch die Lampe aus!“ Ein Bauernbub, der später „auf die Schule“ soll, hat den ganzen Nachmittag gelernt. Nun sieht er nicht mehr zum Lesen und Schreiben. Zahl fällt der letzte Abendschein zum kleinen Fenster der Bauernstube herein, deren Wände ein Meter dick sind, so daß das Fensterbrett eine bequeme Lagerstatt für den Buben bildet. Der hat in privatem Unterricht neben der Dorfschule her schon mancherlei gelernt; er weiß, wer Walther von der Vogelweide war, er kennt die Jugendstreiche des stolzen Alcibiades, Sieg und Ende Hannibals, er kann sogar die „Kongruenzsätze beweisen“. Nur eines kann er oder darf er nicht: er darf nicht die kleine Petroleumlampe anzünden; denn die Großmutter sagt, dazu sei er noch zu dumm.

Wenn nur Großvater und Großmutter bald vom Felde kämen; es wird schon so unheimlich finster. Vater und Mutter sind fort. Drobén im Waldenburger Bergland

sind sie, um für sich und den Buben das Nötige zu verdienen. Oft geht ihnen die Sehnsucht des Jungen nach in die nebelbehangenen Berge.

Gestern war's schön. Da hat er sich seine Armbrust umgehängt und ist auf die Jagd gegangen. Er schießt famos, aber er trifft nichts. Das macht, weil die Holzpfeile nur 10 Meter weit fliegen und die Hasen sich in weit größerer Entfernung aus dem Staube machen, wenn sie einen solchen Jäger sehen.

Mitten auf dem Felde ist er dem Landrat begegnet. Wenn man es weiß, daß er der Landrat ist, hat man viel Respekt vor ihm. Der Landrat ist in großer Ausrüstung gewesen: Jagdjoppe, Muff, Jägerhut mit Feder, lange Stiefel, eine Flinte, mit zwei, drei oder noch mehr Läufen, eine große Jagdtasche, einen Feldstecher, all das hat er gehabt.

„Oho, junger Mann!“ hat er gesagt; „du gehst wohl auch auf die Jagd? Hast du auch einen Jagdschein?“

„Ich treff' nichts,“ hat das erschrockte Büblein zu seiner Rechtfertigung geantwortet.

„Nun, ich treff' auch nichts!“ hat der Landrat gelacht. Dann hat er an sich runter und um sich herum geguckt und gesagt: „Meine Mobilmachung war ja besser als deine; aber die Schlacht hab' ich auch verloren!“

Das Büblein hat den Spaß nicht gleich verstanden, aber weil der Landrat lachte, lachte es aus Leibeskräften mit, und dann haben sie sich gegenseitig mit einem freundlichen Kopfnicken verabschiedet.

Hinster wird's. Wenn nur Großvater und Großmutter bald heimkämen! Die Uhr tickt so laut. Es ist komisch,

daz̄ sie abends immer eine stärkere Stimme bekommt. Irgendwo in der Welt werden jetzt Räuber aus ihrer Höhle schleichen und durch das Dunkel des Waldes auf einsame Mühlen und Bauernhäuser losziehen.

Wie der Wind da draußen geht! Vom Kastanienbaum fallen Blätter wie große braune Hände. Das ist schauerlich anzusehen. So braune Hände wird jetzt die alte Geistert haben, die vor zehn Tagen begraben wurde. Dem Buben wird schwül. Als die Geistert noch lebte, hat er einmal eine Papiertüte voll Laub gestopft, hat sie kunstvoll zusammgedrückt und auf die Straße gelegt, auf der zur bestimmten Stunde das alte geizige Weib kommen mußte. Und sie kam, sah mit gierigen Augen auf den Hund, bückte sich, griff mit ihren großen Händen nach dem vermeintlichen Schatz und ergriff schreiend die Flucht, als sich die Tüte gespensterhaft unter ihren Fingern nach dem Straßenrande fortbewegte. Daz̄ an der Tüte ein grauer Zwirnsfaden befestigt war und daz̄ hinter einem Busch ein Junge an dem Faden zog, hatte sie nicht bemerkt. Nun war sie tot und würde schon wissen, wer sie gefoppt hatte. Ein Schrei. Der Junge springt vom Fensterbrett, zwei braune Hände kleben draußen drohend an den Scheiben. Zitternd steht der Bub in der Stube. Grüne Katzenaugen glimmen aus dem Ofenwinkel, ein Seufzen geht um die Häuserdächer.

Hier ist's nicht auszuhalten. Also hinaus in den Garten; dort ist's wenigstens lichter. In lauter Angst und Schreck ist der Junge sechs große Birnen auf, die er im Grase findet, dann setzt er sich auf die Gartenmauer. Vielleicht kommt irgendein Mensch vorbei. Es kommt auch einer;

aber es ist der Bienert Emil, von dem die Leute sagen, daß er der Scheunenanzünder ist. Das ist auch nichts Tröstliches.

Endlich knarrt das Hofstor. Mit einem Jubelschrei stürzt der Junge hin. Ein mit Kartoffeln beladener Wagen knarrt herein, nebenher gehen Großvater und Großmutter. Der Junge klettert auf den Wagen, wirft sich auf die Kartoffeln und saugt ihren reinen, starken Duft ein. Es gibt nichts auf der Welt, was besser riecht als frisch ausgegrabene Kartoffeln. Das weiß der Junge; und ob er sich auch nie an der Feldarbeit beteiligt, er liebt doch deren Resultate. —

Ein wenig später geht er mit dem Großvater durch den Garten. Der Bub hat aus Holunderstäbchen eine Vogelfalle gebaut und den Kasten aufgestellt. Da sitzt nun ein Rotkehlchen drin und piepst ängstlich. Der Junge schreit vor Vergnügen laut auf; aber der Großvater wendet besorgt ein: „Wer weiß, ob es nicht Junge hat!“ Da läßt der Bub traurig den Vogel fliegen, und gerade drei Sekunden später fällt ihm ein, daß im Herbst kein Vogel Junge hat. „Nimm den Kasten als Sparbüchse!“ tröstet der schmunzelnde Großvater. „Da fällt doch das Geld zu den Seitentritzen raus,“ wendet der Junge ein. „Es fällt nicht heraus,“ sagt der Großvater, „denn du hast keines hineinzutun.“ Und das stimmte. „Aber ein Rotkehlchen fangen wir uns später, ehe es Winter wird,“ sagt er noch. —

Wieder eine Weile später hat der Großvater zwei Ziegelstücke auf eine Steinplatte im Hofe aufgestellt, zwischen den Ziegeln ein helles Holzfeuer entzündet und einen

Eisentopf mit Kartoffeln darüber gestellt. Bald brodelt das Wasser, das Feuerchen glimmt, der Wind singt leise, und die beiden träumen in den rotgelben Glanz hinein. Weit über ihnen ziehen nordische Wolken nach Süden.

„Was werd' ich wohl einmal werden?“ fragt der Bub. „Feldmarschall,“ sagt der Großvater wie immer. Aber damit gibt sich der Junge nicht zufrieden. Eine Menge Berufsarten führt der gutmütige Großvater auf. Aber auf das eine ist er doch nicht gekommen, was sein Bub nach der ganzen Anlage und Erziehung werden mußte: „Ein Schreiber — ein Geschichtenerzähler.“

Die Gewissenserforschung

Menn ich jetzt einmal in meine Heimat komme und den großen schöngewachsenen Heinrich Schmitke des Sonntags zur Kirche gehen sehe, gut gekleidet vom Scheitel bis zu den Zehen, und um ihn her seine Schar Kinder, von denen auch eines so ordentlich aussieht wie das andere, dann freue ich mich dieses braven Arbeitsmannes und denke daran, daß oft ein recht bescheidenes Maß von Schulbildung genügt, im Leben und am gehörigen Platz ein ganzer Kerl zu werden.

Denn um Schmitke Heinrichs Schulbildung stand es schlecht. Ich kann das sagen; wir waren Kommilitonen, haben als Dorfbüblein acht Jahre lang in derselben Schulstube gesessen.

Als wir dreizehn Jahre alt waren, kam ein Frühlingsmorgen, an welchem unser weißhaariger Lehrer die Hände über seiner kleinen Figur faltete und mit bewegter Stimme sagte:

„Ihr Großen, Ihr gehtet heute nachmittag zur ersten heiligen Beichte. Ihr wißt aus dem Unterricht, welch ein wichtiger Tag das für euch ist. Gehet jetzt hinüber in die Kirche und bereitet euch würdig vor!“

Darauf erhoben sich die „Großen“, zu denen auch Schmitke Heinrich und ich gehörten, von ihren Plätzen. Ein jedes entnahm aus der Schultasche einen mächtigen Bogen Papier, der als „Sündenzettel“ dienen sollte, nahm ein

Tintenfaß aus dem Loche und klemmte einen Federhalter hinters Ohr. So ausgerüstet für unseren Fußgang verließen wir die Bänke, fast ehrfürchtig bestaunt von den kleineren Zurückbleibenden. Einer von uns trat an den alten Lehrer heran und brömmelte etwas Unverständliches, was ungefähr lauten sollte: „Herr Lehrer, wenn wir Sie etwa einmal beleidigt oder gebränkt hätten, bitten wir um Verzeihung.“ — „Gehet in Gottes Namen!“ sagte der gute Mann mit feuchtem Blick. In diesem Augenblick wußte er wohl selber nicht, ob wir ihn in den sieben langen Jahren der Schulzeit „etwa einmal gebränkt“ hätten.

Durch den Frühlingssonnenschein zog die kleine Büßerschar über die Dorfstraße weg der Kirche zu, Büblein und Mägdelein, jedes stumm vor sich hin sehend. O Gott, Welch eine Wandlung! Sonst tollten dieselben Jungen und Mädel auf dem „Kirchberg“ oft so laut, daß die lieben Toten hinter der Mauer erwacht wären, wenn sie nicht gar so tief geschlafen hätten, und nun sprach keines von der wilden Schar ein Wort, sah keines das andere an. Im tiefen heiligen Gottesfrieden lag die Kirche. Die Sonne ließ das Kleid des heiligen Michael über dem Hochaltar wie Gold aufleuchten, und ihre Strahlen funkelten in dem roten Glase der ewigen Lampe, daß es wie ein flammender Rubin in silberner Schale war. Behutsam gingen die Kinder, viele auf den Zehenspitzen, und am Altare knieten alle nieder. Ein Mädchen begann, und alle Kinder sprachen mit:

„Komm, heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe!“

Darauf begaben wir uns nach den Bänken. Auf die Kniebänkchen setzten wir uns, die Sitzbänke dienten uns als Schreibfläche. Wer in die Kirche getreten wäre, hätte keine Seele erblickt; denn die kleinen Bürgerlein standen alle in der Tiefe. Es war ganz still; zuweilen nur krachte eine Feder oder irgend einer oder eine schlich sich zum Altar zurück, um noch einmal um Gnade und Beistand zu bitten. So erforschte ein jedes sein Gewissen und schrieb die Sünden auf, die es glaubte, begangen zu haben.

Endlich ist einer fertig. Sein Kopf taucht aus der Tiefe, um nach den andern auszuschauen; da aber niemand zu erblicken ist, meint er, zu voreilig gewesen zu sein, und taucht wieder unter. Und währenddessen strahlt immerfort der lichtgoldene Engel über dem Altar, und sein Angesicht lächelt.

Schließlich ist aber doch zu hören, wie eines der Kinder nach dem anderen seinen Sündenzettel zusammenfaltet und behutsam in die Tasche steckt. Die Schar sammelt sich wieder, am Altar wird gemeinsam das Reuegebet gesprochen, und dann wird die Kirche verlassen.

Wir stehen wieder im Frühlingslicht draußen und gehen den Kirchberg hinab. Da gesellt sich mein Spezialfreund, der Siegelt Karl, zu mir und sagt mit wichtiger Miene: „Der Schmitzke Heinrich hat seine sämtlichen Sünden von mir abgefetzt.“

Ø Schmitzke! Du febst ja immer ab: alle Aufsätze, alle Diktate, alle Rechenergempel, alle anderen schriftlichen Aufgaben. Es war selbstverständlich, daß du abfebstest; du hattest dir das Recht dazu durch viele Rüffel, viel

Nachsätzen und viel Prügel sauer verdient. Aber die Sünden abzusezzen — das ging zu weit!

In der letzten Schulstunde, die wir hatten, wurde ich von schlimmen Gewissenszweifeln geplagt. Wenn Schmitzle — das stand fest bei mir — mit dem abgeschriebenen Sündenzettel zur Beichte ging, ging er unwürdig, beging er einen schweren Frevel. Und ich, der ich darum wußte, mußte diesen Frevel verhüten, sonst machte ich mich selbst schuldig. Ich mußte dem Lehrer oder gar dem Pfarrer mitteilen, was geschehen war. Das aber brachte ich nicht fertig; ich hatte in meinem Leben noch nicht geplatzt. So war ich an dem Tage, der für mich ein Tag tiefsten Seelenfriedens werden sollte, in einer Herzensnot wie selten zuvor im Leben. Endlich verfiel ich auf einen Ausweg.

Auf dem Heimweg aus der Schule nahm ich Schmitzle beiseite.

„Du hast vom Siegelt Karl deine Sünden abgeschrieben,“ sagte ich mit der Miene eines Inquisitors.

„Das geht dich gar nichts an!“ erwiderte der Sünder paßig.

„Das geht mich wohl was an!“ entgegnete ich streng und hielt ihm eine religiöse Auseinandersetzung des Standpunktes. Schmitzle senkte den Kopf.

„Ich kann's nich,“ sagte er traurig. Da tat er mir leid. „Heinrich,“ sagte ich milder; „wir geh'n erst um drei zur Beichte; wenn du um zwei in der Kirche bist, werd' ich dir helfen die Gewissenserforschung machen und die gilt dann. Willst du?“

Schmitzle nickte bloß und ging zu den anderen. Um zwei

Uhr holte ich mir die Kirchenschlüssel und schloß die Vorhalle auf. Dort stand eine Bank mit einer Fußbank, auf denen sich gewöhnlich die Paten ausruhten, wenn sie ein wenig mit dem Kinde auf die Taufe warten mußten. Schmitzle Heinrich war schon da.

Ich setzte mich auf die Fußbank und breitete ein großes Blatt Papier auf der Sitzfläche der vor mir stehenden Bank aus.

„Nu, Heinrich, nu mußt du mir aber alles sagen, was du gemacht hast, darfst nicht auslassen, und ich werd' alles richtig ausschreiben,“ so sagte ich mild, doch ernst. Schmitzle nickte. Und ich begann nach den zehn Geboten abzufragen: „Hast du das gemacht? Hast du das gemacht?“ Schmitzle nickte oder schüttelte mit dem Kopf, je nachdem er sich schuldig bekannte oder nicht. Wir kamen rasch voran. Auch über das 6. Gebot, das alle Unkeuschheitsünden umfaßt, kamen wir ganz glatt weg. Unser guter Lehrer, der Vater Spiske, war ein Pädagoge alten Schlages; er hat uns von Physik und Chemie nichts beizubringen gewußt, aber er hatte unverdorbene Kinder. Ich war als Dorfjunge ein Hans Dampf in allen Gassen; ich kannte die kleinen und kleinsten Geheimnisse aller Kinder, und ich kann heute mit Überzeugung die Hand aufheben und sagen: von den Lastern, die jetzt in unserer Jugend so unermesslichen Schaden anrichten, hatte keines von uns Arnsdorfer Schulkindern auch nur eine Ahnung. Das sage ich zum Lobe der alten Schule Vater Spiskes, und das lege ich ihm für mich und alle meine Kameraden und Kameradinnen als Kranz auf sein ehrwürdiges Grab.

Nun das 7. Gebot. „Hast du gestohlen?“ fragte ich Schmitzke. Da machte er eine grimmige Miene, holte mit der Hand aus und sagte:

„Ich werd' dir gleich eine rein hau'n!“

Ich merkte, Schmitzke fühlte sich beleidigt, von mir, seinem Beichthelfer, beleidigt! Ich fand das ungehörig, aber ich sah ein, daß ich mit Strenge nicht weiterkam, und sagte also so nebenher:

„Nu, ich z. B., ich hab' Äppel gestohlen.“ Da befriedigte sich Schmitzke. „Och,“ sagte er, „Äppel hab' ich natürlich ooch gestohlen. Massig!“

„Und Schinkenscheiben abgeschnitten hab' ich,“ fuhr ich fort.

„Wir haben keenen Schinken,“ sagte Schmitzke.

Da war er mir moralisch über.

Um halb drei waren wir mit der Gewissenserforschung fertig. Ich hatte alles, dessen sich Schmitzke schuldig fühlte, mit kalligraphischen großen Buchstaben auf den Zettel geschrieben, überreichte ihm nun dieses Verzeichnis und sagte:

„Das sind deine Sünden. Die mußt du im Beichtstuhl ablesen. Dann ist alles in Ordnung.“

Schmitzke nickte. „Danke“ sagte er nicht. Das wäre ihm dumm vorgekommen. Es erschienen nun bald die anderen, und um drei Uhr kam der Pfarrer, legte die blaue Stola um und setzte sich in den Beichtstuhl.

Ohne alle Frömmelei gesprochen: es war eine der gewaltigsten Stunden meines Lebens. Das Bewußtsein, Rechenschaft geben zu müssen über mein Denken und Handeln, schlug sich tief in mein Herz.

Ein Kind nach dem andern ging an den stillen Beichtstuhl heran und kam bald mit einem heimlichen Glück im Auge zurück. Ich war bei den ersten und ich hätte die Kirche verlassen können. Doch ich blieb. Schmitzke, mein Gewissens- und Sorgenkind Schmitzke, war noch nicht dran gewesen. Richtig, er hatte sich an den allerletzten Platz gestellt, der arme Zöllner. Ich saß so, daß ich den Beichtstuhl sehen konnte. Jetzt endlich kam Schmitzke dran. In der linken Hand hielt er den von mir geschriebenen Zettel, mit der rechten fuhr er sich ein paarmal durch seine struppigen Haare.

So, jetzt kniet er. Jetzt fängt er an, seine Sünden abzulesen. Aber was ist das? Der Geistliche wendet sich zu ihm, spricht auf ihn ein, und mein Sündenzettel flattert langsam zur Erde. O, mir schwante nichts Gutes. Ich schwitzte; ich hatte bei Schmitzkés Beichte viel mehr Angst als bei der eigenen. Ich sah, daß der Pfarrer immerfort mit Schmitzke spricht. Was hat das nur zu bedeuten? Jetzt endlich — jetzt scheint's zu Ende. Der Pfarrer setzt sich aufrecht, nimmt das Barett vom Kopfe, beginnt die Losserbungsworte zu sagen. Da plötzlich — da reißt Schmitzke aus. Jedenfalls dachte er, seine Bußpredigt habe er nun weg und nun könne er gehen. Ich litt unbeschreiblich. Der Pfarrer kommt aus dem Beichtstuhl, holt den flüchtigen Schmitzke zurück. Noch einmal spricht er lange auf ihn ein, und zum Schluß kniet Schmitzke wie ein Lamm, während der Pfarrer das „Absolvo“ über ihn spricht.

* *

Wir gingen nach Hause. Schmitzke gesellte sich zu mir. Ich sagte gar nichts. Da fing er von selber an. Er hatte den von mir geschriebenen Sündenzettel nicht lesen können. Da hatte ihm der Pfarrer gesagt: „Sieh mal, Junge, jetzt bist du nun sieben Jahre lang in die Schule gegangen und kannst nicht mal das lesen, was du selber geschrieben hast.“ „Und“, sagte Schmitzke, der in gewissen Punkten ein sehr feines Ehrgefühl hatte, „das konnte ich mir doch nicht gefallen lassen. Da hab' ich gesagt: ‚Das hab' ich ja gar nich geschrieben, das hat ja der Keller Paul geschrieben‘.“ Darauf Frage und Antwort, und mein kalligraphisch geschriebener Sündenzettel flatterte zu Boden — der Pfarrer fragte Schmitzke selber ab. Er wird es besser verstanden haben als ich; aber ich denke noch heute gern an die Stunde, da ich im Abendschein des schönen Frühlingstages in tiefem Herzensfrieden mit Schmitzke Heinrich die Straße meines Heimatdorfes hinaufging, und ich freue mich, sobald ich jetzt einmal nach Hause komme, wenn ich Schmitzke am Sonntag als armen, aber treuehrlichen Mann mit seinem Häuslein sauberer Kinder zur Kirche gehen sehe, zur selben Kirche wie einst.



Wie ich mit dem lieben Gott im Schlitten fuhr

Dafß Bauernbuben eine besonders starke Abneigung gegen das Schlittenfahren hätten, wird niemand so leicht behaupten. Als ich vor etwa vierzig Jahren noch ein Bauernbub war, gehörte auch für mich das Schlittenfahren zu den allergrößten Genüssen des Lebens. Nur einmal war ich ein wenig bedenklich, als ich mitten in einer bitterkalten Winternacht geweckt wurde und es hieß: ich solle augenblicklich aufstehen und mit dem Herrn Pfarrer zum Kranken fahren. Hinaus nach der Kolonie, dort liege der Maurer Hentschel im Sterben.

Stierend saß ich auf dem Bettrande und bemühte mich, in meine Stiefel hineinzukommen. Ich hatte immer nur ein paar Stiefel. Sie waren von Rindsleder, hatten lange Schäfte und waren vom Ruppert-Schuster so verzwickt gebaut, daß es nur einem völlig Ortskundigen gelang, überhaupt in sie hineinzufinden. Und dann hatte es noch seine liebe Not. Ich mußte erst immer, die Ösen der Schäfte stramm emporgezogen, fünfmal um die ganze Stube hüpfen und siebzehnmal gegen den Fußboden stampfen, ehe ich „drinne“ war.

Ich haßte diese Stiefel. Jedes Paar war bestimmt, ein Jahr lang auszuhalten. Und sie hielten auch aus, namentlich die Schäfte; dagegen waren die Fußspitzen meist nach vier Wochen schon „durch“, was dann den Ruppert-Schuster veranlaßte, „Kappen“ aufzuflicken, Lederflede von einer geradezu grotesken Gestalt und alles mit ganz windschiefen Nähten von grauem, abscheulichem Schusterzwirn. Mit solch einer Beschuhung soll man nun einen jungen, feinen Mann herausbeissen, wenn's mal aus irgend einem Grunde nach was aussehen soll! Ich war also auch in dieser Nacht froh, als ich „drinne“ war und mich überzeugte, daß sogar beide Fersen unten richtig auffäßen. Mein anderer Anzug war rasch beendet, und ich stampfte alsbald durch den tiefen Schnee der Kirche zu. Tot und öde war die Dorfstraße, der Schnee knirschte unter meinen Füßen, und der Mond, der hinter Wolken steckte, verbreitete ein düsteres, geisterhaftes Licht auf der Gasse. In der Schule holte ich die Kirchenschlüssel und wandte mich nach dem Friedhof, in dessen Mitte unser Gotteshaus aufragte. Vor den Toten hatte ich keine Angst. Bis auf einen einzigen! Das war der Winter-Wirt, mit dem ich zu seinen Lebzeiten auf Kriegsfuß gestanden hatte. Er hatte immer ein besonderes Vergnügen daran gefunden, mich an den Haaren oder an den Ohren zu ziehen, und ich hingegen hatte ihm einige unschöne Streiche gespielt. Man tut ja als Schulbub, was man nur irgend kann. Nun lag der Winter-Wirt auf dem Friedhof, gerade am Gange, und wenn ich bei seinem Grabe vorbeiging, hatte ich immer das peinliche Gefühl: jetzt fährt er mit dem Fuße

heraus und gibt dir eins in den Rücken, daß du auf die Nase fällst! Zur mitternächtigen Stunde nun gar verstärkte sich dieses Angstgefühl, und es wollte nichts helfen, daß ich mich selbst beschwichtigte und mir gut zuredete: der Winter-Wirt würde sich schön hüten, aus seinem warmen Grabe mit dem Fuße an die kalte Luft herauszufahren, wo er doch so oft an der Gicht gelitten hatte. Nein, es war nicht zu leugnen, ich fürchtete mich. Und so ging ich erst ganz leise und behutsam, und wie ich in die Nähe vom Winter-Wirt kam, sauste ich im Galopp an ihm vorbei. Dabei fiel mir nun wieder meine Großmutter ein, die auch am Wegrande lag und zu ihren Lebzeiten tausendmal gesagt hatte: „Junge, tritt doch nicht so auf, du weißt doch, daß ich Kopfschmerzen habe!“ In der Kirche wurde mir wohler. Ich hatte als Ministrant fast alle Tage Kirchendienst und fühlte mich in der Kirche völlig zu Hause. Es gab da nichts, was mich im mindestens hätte schrecken können, auch nicht diese tiefe Finsternis, die nur durch die ewige Lampe ganz matt erhellt wurde. Ich schloß die Sakristei auf und holte den „Krankenbeutel“. Das war ein braunes Leinensäcklein, in dem ein Kreuz stand, zwei Leuchter, zwei Kerzenstummel, eine kleine Glocke und etliches, was zur heiligen Ölung gebraucht wurde.

Da schallte eine Stimme durch die Kirche: „Bist du da?“ „Ja!“ sagte ich.

Es war der Pfarrer. Er stieg die Altarstufen hinauf und öffnete den Tabernakel. Ich kniete nieder und schlug an meine Brust.

„Herr Jesus, dir lebe ich! Herr Jesus, dir sterbe ich!

Herr Jesus, dein will ich sein jetzt und in Ewigkeit!" Der Pfarrer entnahm dem Ciborium eine heilige Hostie, legte sie in eine goldene Kapsel, steckte die Kapsel in die seidene Burse, die er auf der Brust hängen hatte, schloß den Tabernakel, und wir gingen.

Auf der Straße wartete des Pfarrers Kutscher mit dem Schlitten; ich schwang mich zu ihm auf dem Boe, er schlug eine Decke um meine Knie, und die Fahrt ging los.

Der Mond trat aus den Wolken und beleuchtete den weißen Weg. Das Dorf lag bald hinter uns; wir fuhren übers freie Feld, der kleinen Ansiedlung zu, wo der Hentschel-Maurer im Sterben lag. Es wurde mir ganz eigen und nachdenklich zu Mute. Vier waren wir auf dem Schlitten: Ich, der Kutscher, der Pfarrer und der liebe Gott! Ich betete ein Vaterunser und ein paar fromme Reimlein, dann brach meine etwas derbe Bauernbubennatur wieder durch, und ich geriet ins Spekulieren. Es fiel mir ein, daß ich den lieben Gott selten einmal für mich so allein hätte wie jetzt. In der Kirche da waren immer viele Leute, und alle hatten ein Anliegen oder zehn oder tausend. Aber jetzt — wo wir so allein waren in diesem Schlitten — da konnte ich leicht zu Worte kommen und auf Erhörung rechnen. Es war aber eine tiefe Scheu in mir, und ich wandte mich erst mit dem Kopf halb nach hinten, ob ich es wagen dürfte und ob es auch der Pfarrer nicht hören würde. Und es war mir, als ob mir jemand zuredet: Sag' nur alles in deinem Herzen! Da sagte ich alles, und ich will hier nichts beschönigen und mein sonderbares Gebet wiedergeben.

Ich fing an, daß ich doch in der Schule gelernt hätte, der liebe Gott verlange nichts umsonst, er belohne auch die kleinste gute Tat. Nun sei es doch gewiß gar nicht so einfach, nachts aus dem warmen Bette aufzustehen, sich die engen Stiefel anzuziehen und über den Kirchhof zu gehen an Winter-Wirts Grabe vorbei und dann bei der Großmutter, die soviel Kopfschmerzen habe. Das alles habe ich dem Heiland zuliebe getan, und wenn es deshalb nicht zuviel verlangt sei, so möge er es doch, bitte recht schön, so fügen, daß ich nicht immer in diesen häßlichen Stiefeln laufen müsse, sondern einmal ein paar richtige Gamaschen aus der Stadt bekäme. Mit Gummizug! So, wie sie der Sohn des Briefträgers hatte, als er in den Ferien mit seinem Vater in unserem Dorfe war.

So — nun war's heraus! Ein Weilchen saß ich still; dann wandte ich wieder den Kopf zur Seite, ob nicht von rückwärts eine Antwort käme. Es kam aber keine — kein Ja und kein Nein. Ganz bedrückt saß ich da.

„Sahr schneller!“ rief der Pfarrer den Kutscher an. Der trieb die Pferde an, und bald darauf hielten wir vor Hentschel-Maurers Haus. Die Hentscheln kamen uns mit ihren sechs Kindern entgegen, und alle fielen schluchzend auf die Knie. Der Pfarrer hob das höchste Gut segnend über sie und sprach den vorgeschriebenen Gruß: „Friede sei mit diesem Hause und mit allen, die darin wohnen!“ Dann stiegen wir eine enge steile Treppe hinauf. In der Oberstube lag der Hentschel. Hatte sein ganzes Leben so schwer gearbeitet und so schwer gedarbt, daß er mit fünfunddreißig Jahren am Ende war. Die roten

Schwindfußrosen blühten auf seinen Wangen, und seine Augen glänzten, als seien sie aus Glas.

Über den Tisch war eine weiße Decke gebreitet; ich stellte das Kreuz und die Leuchter darauf, entzündete die Kerzen, deren gefrorene Dohle erst lange knisterten, ehe sie brannten, und dann legte der Pfarrer das hochheilige Sakrament auf den Tisch des Arbeiters. Nun, da sein armes Leben zu Ende ging, kam der König der Welt zum Hentschel-Maurer.

Der Pfarrer winkte stumm; wir gingen alle hinaus. Der Kranke beichtete. Wir standen derweil draußen auf dem schmalen Flur und halb die Treppe hinunter. Ich war in schwerer Seelennot. Ich schämte mich meines Gebetes im Schlitten. War ich nicht wie jener Pharisäer im Tempel gewesen, der sich hinstellte und dem lieben Gott seine Verdienste vorzählte? Hatte ich den Heiland, der seinen goldenen Kelch verließ und zu einem Sterbenden fuhr und der gewiß auf dem langen Weg nur an dessen Seele dachte, nicht gestört mit meinem albernen Stiefelgebete?

O, es war auch alles danach angetan, daß selbst ein Bauernbub in sich gehen mußte. Die Hentscheln rang die Hände zum Himmel, und die sechs Kinder, die um sie standen, weinten und zitterten vor Kälte und Herzleid.

Und da fiel mein Blick auf die Füße der Kinder. Keines von ihnen hatte Schuhe oder Stiefel an; in Holzpantoffeln standen sie da mit schlechten, gefliesten Strümpfen, und eines stand barfuß in den Pantoffeln. So arm waren sie gewesen, da der Vater lebte, und nun lag er drin im

Sterben. Was würde dann werden? Die Hentscheln rang die Hände zum Himmel! Ich schluchzte mit und dachte an meinen Vater, der gesund war, und der in ehrlicher Arbeit es sich schwer genug verdienen mußte, mir diese festen Stiefel zu kaufen, die ich an hatte. Ich konnte nicht anders: ich büdte mich und fuhr einmal streichelnd über die ledernen Schäfte.

Der Pfarrer öffnete die Tür — die Beichte war vorbei. Wir gingen alle in die Krankenstube. Ich war so in Verwirrung, daß mich der Geistliche erst leise mahnen mußte, das allgemeine Sündenbekenntnis zu sprechen. So fing ich an: „Confiteor Deo omnipotenti... quia peccavi... mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa...“ und legte auch meine Schuld hinein und fühlte es auch für mich als einen großen Trost, als der Pfarrer durch die Stille der Nacht das „Indulgentiam, absolutionem et remissionem peccatorum tuorum“ sprach.

Dann öffnete er die goldene Kapsel, und wie ein weißer Stern stieg die heilige Hostie empor, auf die der Sterbende mit glühenden Augen schaute als auf den letzten Trost, den letzten Halt.

„Herr gib mir nichts, gib alles den Hentschel-Kindern!“ betete ich inbrünstig, indes ich dreimal das kleine Glöcklein läutete zum „Domine, non sum dignus“.

In tiefem Herzensfrieden bin ich nach Haus gefahren. Wir waren nur noch drei auf dem Schlitten: ich, der Kutscher und der Pfarrer. Der beste von uns war beim

Hentschel-Maurer geblieben. So hörte ich auch in Frieden am nächsten Tage die Botschaft, daß der Hentschel noch in derselben Nacht hinübergegangen sei. — — —

Das alles ist nun an die vierzig Jahre her. Aber ich weiß, ein wie guter Fahrgäst der liebe Gott im Schlitten war. Ich bin zeitig genug in die Stadt-Gamaschen gekommen, und die Hentschel-Kinder gehen heute alle in ehrlichen festen Schuhen und Stiefeln durch die Welt.



Wie ich einmal an den Kaiser schrieb

Es war im Jahre 1887. Ich drückte noch die von mir mittels eines Taschenmessers arg verzierte Schulbank meines Heimatortes und hatte — obwohl mein zukünftiger Beruf schon bestimmt war — immer noch im Sinn, lieber auf alles andere zu verzichten und „Offizier“ zu werden. Der Großvater hatte mir aus Eichenholz ein schönes, breites Schwert geschnitten, und da ich wußte, daß es üblich sei, in die Degen angehender Helden einen schönen Spruch einzogravieren, so bat ich den Großvater, mit meinem Schwerte dasselbe zu tun, worauf er einen Zimmermannsbleistift ergriff und mit dicken deutlichen Buchstaben auf meinen Holzsäbel schrieb: „Du sollst nicht töten!“

Dieser Spruch befremde mich zuerst, dann erzürnte er mich; denn ich merkte einen Hohn heraus und sprach mit dem Großvater drei Stunden lang kein Wort. Dann aber beschloß ich, „es ihm zu beweisen“. Ich hatte zwei Schulfreunde, Carl Siegelt und Franz Hanschel, die gleich mir nicht abgeneigt waren, das deutsche Offizierskorps um einige Prachtgestalten zu bereichern. Carl Siegelt war der Sohn eines Maurerpoliens und bestimmt, Tischler zu werden; Franz Hanschel hatte noch keinen Beruf. Er bekam nur von seiner blutarmen Mutter

jeden Sonnabend ein weißes Säcklein umgehängt und mußte um milde Gaben bitten gehen von Haus zu Haus. An einem Sonnabend nachmittag des Monats Februar versammelte ich mich mit den beiden anderen Offizierskandidaten auf dem Kirchberg unter der Friedenseiche und beschloß, sie in einen großen Plan einzubringen. Ich trug mein Schwert, auf dem ich den in diesem Halle ehrenkränkenden Bibelspruch ausgetragen und durch „Suum cuique!“ ersetzt hatte. Carl Siegelt hatte eine alte Soldatenmütze seines Vaters auf, die ihm allerdings über die Ohren herabfiel; Hanschek hatte kein militärisches Emblem aufzuweisen, es sei denn, daß man mit viel Phantasie in dem weißen, ihm zur Seite hängenden Bettelsäcklein eine Ähnlichkeit mit einer Offiziersstärpe ersehen hätte.

Ich begann ohne weitere Umschweife mit meinem Plane. „Am nächsten 22. März“, so sagte ich, „hat unser Kaiser Wilhelm den 90. Geburtstag. Wenn wir ihm zum Geburtstage gratulieren, wird er sich nobel machen und uns alle drei umsonst Offizier werden lassen.“

Das leuchtete den beiden anderen sofort und aufs freudigste ein. Nur, meinte Siegelt Carl, mit dem vielen Reisegeld nach Berlin werde es hapern, und Hanschek sagte, er habe keine ganzen Hosen. Ich widerlegte beide sofort, indem ich ihnen auseinandersezte, von nach Berlin fahren sei keine Rede; wir würden einfach an den Kaiser schreiben. Ich würde ein sehr schönes Gedicht auf den alten Kaiser machen, das würden wir gut abschreiben, alle drei unterzeichnen, abschicken, und das weitere läme dann von selbst; nur müßten sie beide „Wahrhaftig“!

sagen, daß sie nichts vorzeitig verraten würden. Sie sagten beide „Wahrhaftig!“, und dann wurde ihnen schlecht vor Aufregung. Hanscheß lehnte sich mit seiner Schärpe an die Friedenseiche, Siegelt Carl setzte sich auf ein Schänzlein Schnee, das vom Winter her noch da-lag. Ich aber als Leiter der Versammlung behielt fühlendes Blut. Ich dachte an die Finanzierung des Unternehmens und daß es gar nicht so leicht sein würde, die nötigen Gelder aufzubringen. Also rechnete ich den beiden vor, umsonst sei so was natürlich nicht. Erstens brauchten wir einen Bogen Papier. Wir müßten weißes Papier nehmen, den Bogen zu zwei Pfennig; gelbes Papier sei zwar für einen Pfennig zu haben, nehme sich aber zu schäbig aus, wenn man an den Kaiser schreibe. Dann sei es streng verboten, an den Kaiser in einem Kuvert zu schreiben. Man müsse den Bogen brechen, zusammenfalten und hinten versiegeln. Ich hätte mich im Kramladen bereits erkundigt; die billigste Stange Siegellack koste 5 Pfennig. Ein Petschaft brauchten wir nicht; wir könnten mit einem Zehnpfennigstück siegeln, weil das auf der Rückseite den Reichsadler habe. Das mache sich dann sehr gut. Das Zehnpfennigstück selber müßten wir leider auf die Briefmarke ausgeben; die ganze Geschichte koste also $2+5+10 = 17$ Pfennig. Billiger sei es nicht zu machen; da wir aber dazu drei seien, würde sich das Geld schon erschwingen lassen. Die Verteilung der Kosten hätte ich mir so gedacht, daß ich 5 Pfennige, die beiden anderen aber jeder 6 Pfennig zu steuern sollten. Einen Pfennig ziehe ich mir ab, weil ich doch das Gedicht machen müsse. Scheinheilig setzte ich dazu, ich sei aber auch bereit, mich



mit 6 Pfennige zu beteilen, falls Siegelt oder Hanschek das Gedicht machen wollten.

Das lehnten sie ab, und mein ganzer Vorschlag wurde in Bausch und Bogen angenommen. Darauf überkam mich eine feierliche Stimmung. Ich hatte damals bereits den Wilhelm Tell gelesen und gedachte, meine Eidgenossenschaft nicht weniger ergreifend zu begründen als ehedem die Männer der Vierwaldstaaten.

„Jetzt tretet in einen Kreis um die Friedenseiche herum,“ gebot ich, „und legt die linke Hand an diesen heiligen Baum von anno 70 und 71!“

Sie taten, wie ich gesagt, und ich tat das Gleiche. Ich fuhr fort:

„Jetzt erheben wir alle die rechte Hand und sagen zu gleicher Zeit: ‚Wir schwören!‘“

Dreimal ging es im Taft: „Wir schwören!“ Was wir eigentlich schworen, wußte keiner von uns dreien; aber es war schön. Die kahlen Äste der Friedenseiche schwangen über uns im Winde, und die Wintersonne blinzelte lachend vom Himmel. — — —

Drei Tage lang dichtete ich Wilhelm I. an. Ich hatte ein Gedicht von 54, eines von 48 und eines von nur 23 Strophen. Ich legte diese Poeme meinen beiden Compagnons zur Begutachtung vor; sie entschieden sich ohne weiteres für das vierundfünfzigstrophige. In einer ganz besonders lichten Stunde aber kam mir ein seltsamer Gedanke. Ich dachte daran, daß außer unserem Glückwunsch Kaiser Wilhelm wahrscheinlich noch andere bekommen würde, und es fiel mir ein, daß in der kleinen „Poetik“, die ich besaß, stand: Uhlands „Kapelle“ und Goethes

„Wanderes Nachtlied“ seien eben deshalb so wertvoll, weil sie so kurz seien. So begab ich mich auf den Heuboden, vergrub mich tief ins Heu und dichtete, bis ich schwitzte, ein Gedicht von drei Strophen zu je vier Zeilen. Dieses neue Opus sagte ich am anderen Morgen meinen Kameraden auf, worauf sie mich für „verrückt“ erklärten und meinten, auf so ein kurzes Ding riskierten sie doch ihr Geld nicht. Ich berief mich auf Uhland und Goethe, aber sie meinten, mit denen zusammen wollten sie ja gar nicht Offiziere werden und wegen eines so kurzen Quarges werde sich der Kaiser schön hüten, sich unsertwegen zu verausgaben. Ich aber war von der Richtigkeit meiner Idee so überzeugt, daß ich sie unbedingt retten wollte. Also sagte ich: Gut, sie sollten das vierundfünfzigstrophige Gedicht nehmen, aber sie sollten es selbst ins „Reine“ schreiben, und wenn sie sich verschrieben oder — was bei dieser Länge nicht ausbleiben könne — einen Klez machten, so möchten sie den neuen Bogen oder die neuen Bogen aus ihrer eigenen Tasche bestreiten.

„Man kann ja radieren,“ meinte Siegelt Carl.

Ich sah ihn mit einem mitleidigen Blicke an.

„Radieren darf man nicht einmal beim Lehrer, viel weniger beim Kaiser. Da würde es schöne Wochse sezen.“

Da gaben sie endlich ihre Zustimmung zu dem „drei-strophigen“. — — — —

Alles war bereit. Hanschek hatte mir schon an jenem selben Sonnabend nach seinem Umgang „ums Dorf“ die versprochenen sechs Pfennige gebracht; ich hatte meine fünf Pfennige hinzugelegt, Papier und Siegelkast gekauft, das Gedicht fein säuberlich abgeschrieben

und neben meiner Unterschrift die beiden andern unterschreiben lassen. Das Gedicht selbst kann ich leider nicht mitteilen. Ich habe keine Abschrift. Damals dichtete ich derart, daß ich alles auswendig wußte, also alle Urniederschriften nur in meinem Kopfe hatte. Im Laufe der Zeiten aber habe ich das Gedicht vergessen, und wenn sich die einzige Niederschrift nicht einmal irgendwo in den „Denkwürdigkeiten der Hohenzollern“ vorfindet, so ist das schöne Heubodengedicht leider verloren. Wieder an einem Sonnabend nachmittag sollte der Brief unter der Friedenseiche geschlossen und versiegelt werden. Streichhölzer, Siegellack und ein Kerzenstumpf waren bereit, ich hielt den bedeutungsvollen Bogen in der Hand und wartete mit Hanschek auf Carl Siegelt, der versprochen hatte, sich zur bestimmten Stunde mit seinen noch rückständigen sechs Pfennigen einzufinden. Darauf wollten wir gemeinsam in den Kramladen gehen, eine Zehnpfennigmarke erstehen und ebenso gemeinsam den Brief in den Postkasten stecken. Es war ausgemacht, daß beim Einwurf in den Kasten Hanschek den Brief an einer Ede, Siegelt an der anderen, ich aber in der Mitte halten, und daß er auf das Kommando: „Eins, zwei, drei!“ in den Kasten befördert werden sollte.

Das Schreckliche geschah. Siegelt kam nicht. Siegelt war zahlungsunfähig. Er hatte die sechs Pfennige nicht aufgebracht. Unsere Gesellschaft war gesprengt. In bleichem Zorn stand ich mit dem Hanschek unter der Friedenseiche.

„Er hat einen Meineid geschworen!“ sagte Hanschek.
„Ja,“ pflichtete ich ihm bei. „Er ist ein Schuft!“

Außer uns vor Zorn und Trauer setzten wir uns auf die Schneeschänze, die immer noch da lag, obwohl es längst März war. Was sollten wir tun? Der Vorfrühlingswind spielte mit dem Kaisergedicht, daß es knitterte. Ich erwachte wie aus schwerer Betäubung.

„Sechs Pfennige fehlen,“ sagte ich; „wir müßten uns teilen und es allein machen. Auf jeden kämen noch drei Pfennige.“

Hanschek flopfte auf seine Scharpe und sagte, drei Pfennige könne er leicht beschaffen, und ich erwog, daß ich unter Verzicht auf neue Munition für meine Zündblattpistole das Gleiche erübrigen könne. Also einigten wir uns, und neben dem Haß und der Verachtung für Carl Siegelt leimten Hoffnung und Freude wieder auf in unseren Herzen.

Ich wollte, da wir gerade bei der Friedenseiche waren, eigentlich einen neuen Schwur in Szene setzen, aber ich hatte genug vom Schwören und ließ es bleiben. — — — Noch ehe es dunkel wurde, kam Hanschek zu mir mit seinen drei Pfennigen. Eben wollten wir den Brief siegeln, da sagte Hanschek:

„Nu hat ja der Siegelt mit unterschrieben! Nu wird er ja auch Offizier.“

Richtig! Dieser Lumpazius, der nicht mal sechs Pfennige hatte, sollte auch Offizier werden? Das ging nicht. Wenn einer Offizier werden will, muß Vermögen da sein.

„Wir radieren ihn aus!“ schrie Hanschek.

„Radieren ist nicht erlaubt!“ wandte ich bekümmert ein.

„Wir müssen einen neuen Bogen kaufen und die Sache noch einmal schreiben.“

„Das kost' ja wieder zwei Pfennige!“ sagte Hanschek, dem die fortwährende Kostenvermehrung sehr gegen den Sinn war. „Da mach ich nicht mehr mit.“

Also blieb nichts anderes übrig, als Carl Siegels Unterschrift mit nach Berlin zu senden.

„Vielleicht kriegt der Kaiser raus,“ sagte Hanschek; „da kommt er sowieso nicht dran.“

Also schlossen wir den Brief, trugen ihn abwechselnd jeder hundert Schritte weit die Dorfstraße hinunter, kaufsten die Zehnpfennigmarke und begaben uns mit vor Aufregung brennenden Wangen zum Postkasten.

Eben wollten wir den Brief hineinschieben, jeder an einer Ecke festhaltend, da trat jemand an uns heran.

„Läßt mich doch auch mit anfassen!“

Siegelt Carl war es. Er war uns nachgeschlichen. Er sah uns mit seinen braunen gutmütigen Augen traurig und bittend an, wir aber verhärteten unsere Herzen, schoben den Brief allein in den Kasten und logen ihm höhnisch vor, wir hätten natürlich einen neuen Brief geschrieben und seinen Namen weggelassen. Gesenkten Hauptes, ein von den höchsten Ehren der Welt Ausschlossener, ging er allein nach Hause, während wir, die Nasen hoch in die Luft streckend, hoffärtig dahinstolzierten und sich Hanscheks Schärpe, durch die günstige Ausbeute des heutigen „Umgangs“ wohl gefüllt, vornehm an seiner Seite blähte.

Ob wir vom Kaiser Wilhelm Antwort bekommen haben?
Gewiß!

In den Zeitungen, selbst in den kleinsten, stand ungefähr folgendes zu lesen:

„Zu Meinem neunzigsten Geburtstage sind Mir aus allen Teilen des Reiches unzählige Glückwünsche zugegangen. Ich sage allen, die Meiner in Liebe und Treue gedacht haben, auf diesem Wege herzlichen Dank.

Wilhelm, I. R.“

In diesen Dank waren also auch Hanschek und ich mit einbegriffen. Einen andern erhielten wir nicht. Siegelt Carl grinste.

Es ist keine Gerechtigkeit auf der Welt. Siegelt Carl hat es nachmals zum Wachtmeister gebracht, während Hanschek und ich überhaupt keine militärische Staffel erklommen haben. Und Hanschek zürnt mir vielleicht noch heute, daß ich nicht lieber das vierundfünfzigstrophige Gedicht eingesandt habe.

Der Guckkasten

M eine Cousine Bertha, die mit mir beim Großvater in Arnisdorf aufgezogen wurde, hatte zu Weihnachten von ihren Eltern aus Breslau eine „Guckmäste“ bekommen. „Guckmäste“ ist kein schönes Wort, aber eine schöne Sache. Man guckt durch ein Vergrößerungsglas in einen Kasten hinein und erschaut alsbald die herrlichsten und wichtigsten Dinge, als da sind: der Kölner Dom, ein beladenes Kamel, der Vesuv, die Kaiserparade, der ulfige Zwerg Nase, der Mord an der Kirchhofsmauer, Blüchers Übergang über den Rhein und sonstige Seltsamkeiten.

Meine Cousine Bertha als Eigentümerin einer Guckmäste kam mir wie eine reiche Prinzessin vor. Ein solcher Kasten erschien mir als etwas außerordentlich kostbares, insonderheit glaubte ich, daß das Vergrößerungsglas von unschätzlichem Werte sei. In der Schule war einmal eine Frau mit einer Guckmäste dagewesen, in die hatten wir Kinder gegen Entrichtung von drei Pfennigen hineinschauen dürfen. Und nun besaßen wir selbst eine Guckmäste — eine Privatguckmäste — eine Familien-guckmäste.

Ich war stolz, daß ich dieser bevorzugten und begüterten Familie angehörte, sah ein, daß durch meine kleine Cousine Ehre und Ansehen über uns alle gekommen sei, und verfehlte nicht, unseren Ruhm auf der Dorfstraße zu verbreiten.

Leider wurde die Freude bald vermindert: der Familienſchätz wurde unter Verschluß gestellt. Der Großvater behauptete, mein rasend schnelles Umdrehen der Kurbel, durch die die Bilder gewechselt wurden, sei der Guckmäste schädlich. Also verschloß er sie ins „Oberstübel“ und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Drei Tage lang betrachtete ich die „Stübel türe“ wie die geschlossene Pforte des Paradieses, machte einige mißlungene Attacken auf das Herz des Großvaters und griff dann zur Eigenhilfe, das heißt in diesem Halle: ich griff in Großvaters Hosentasche. Während er in der Mittagruhe lag, stiebte ich ihm den Schlüssel. Zur Belohnung für die glänzend gelungene „Beschleichung“ erhielt ich beim nächsten Indianerspiel von unserem Häuptling den Ehrentitel „Die leise Pfote“ und durfte fortan im Rate der Alten sitzen und eine Gänsefeder im Schopfe tragen.

* * *

Es war am Neujahrsnachmittage, als ich mich mit der erbeuteten Guckmäste heimlich aus unserem Gehöft entfernte und dem Niederdorf zuwanderte. Ich war in meinen jungen Jahren ein spekulativer Kopf und hatte also beschlossen, die Guckmäste wirtschaftlich auszubeuten. Im alleruntersten Hause trat ich mit meiner Guckmäste beim Menzelbücherladen ein. Menzel las im „Neuroder Hausfreund“, die Menzeln flichte hosen. Die beiden Leute sahen mich und meinen Kasten überrascht an.

„Woll'n Sie vielleicht amal in eene Guckmäste seh'n?“ fragte ich. „Es is balde alles zu seh'n, was auf der Welt

hat: der Kölner Dom, der Kaiser, der Vesuv, ein Kriegsschiff in voller Fahrt, die Hinrichtung des Schinderhannes und Arnsdorf bei Nacht. Und es kost' fünf Pfennige.“ Menzels staunten. Über die Herkunft des Wunderlastens brauchte ich erst keine Aufschlüsse zu geben, da unser Familienruhm auch schon bis ins Schusterhaus an der Dorfgrenze gedrungen war.

„Kann ma nich amal umsonste neinsehen?“ fragte die Menzeln.

„Umsonste ja wull nich,“ sagte Menzel, „aber a bissel billiger kann's der Keller-Paul schun machen.“

Ich aber hütete mich schön. Ich machte eine halbe Drehung nach der Tür zu.

„Nu, wenn's Ihn' zu teuer is, da kann ich ja —“

„Halt, halt,“ schrie Menzel ängstlich. „Nu, Junge, ma muß sich doch sowas erst a bissel besinnen. Loß mich amal uff Probe neingucken!“

Darauf ging ich ein. Auch die Menzeln guckte Probe. Sie waren beide entzückt, was auch gar nicht anders sein konnte, und gelobten, fünf Pfennige zu opfern, wenn ich sie alle Bilder betrachten lasse und auch alles hübsch erkläre. Bevor aber die Betrachtung begann, legte Menzel pfiffig den Finger an die Nase:

„Mer könnten eegentlich amal zur Schwiegertochter nuff schicken, daß se mit a Kindern runderkommt, da kann sie och gleich mit reinfähn, 's is dann een Geld. Paul, renn doch amal nuff eis Aberdurf zu unserer Schwieger-tochter, zur Lindnerschneidern. Wie lange rennst'n etwa! Und die Gudmäste könnte ja einstweilen hierlassen.“

Dieser Vorschlag deuchte mir gar nicht glänzend, und ich ging deshalb nicht auf ihn ein. Für fünf Pfennig dürften bloß zwei Leute hineingucken, sagte ich, und für Kinder sei so ein Kasten überhaupt nichts. Die könnten leicht etwas zu schanden drehen. Dann müßte ich auch gleich wieder weiter zu anderen Leuten. Wir müßten schnell machen. Gar so sehr schnell ging's nun gerade nicht. Ehe Menzel und die Menzeln ihre Brillen gründlich gepuht hatten, ehe wegen des besseren Lichtes von einem Fensterbrett sämtliche Blumentöpfe entfernt waren und der Tisch ans Fenster gerückt war, verging geraume Zeit. Die Menzeln band sich sogar erst eine reine Schürze um. Endlich begann das Werk. Ich sah auf die Uhr. Es war ein Diertel auf zwei. „Das ist der Vesuv!“ hub ich mit feierlicher Stimme an. Die Menzeln, die natürlich zuerst in den Kasten guckte, stieß einen Quieler aus.

„Jesus, Jesus, do is a grußes Johannisfeuerle uff dam Berge!“

Ich und Menzel lächelten.

„Mutter,“ sagte Menzel in überlegenem Tone, „dos is keen Johannisfeuerle nich, dos is Feuer, dos aus'm Berge raustummt.“

Die Menzeln, die sich gesoppt glaubte, wandte sich halb um und hieß ihren Gemahl einen alten Affen. Also mußte ich Menzel wissenschaftlichen Beistand leisten und sagte: ja, er hätte recht, das Feuer käme aus der Erde. Ganz bestimmt sei dort drunter die Hölle. Das hätte der Herr Pfarrer gesagt. Der Herr Pfarrer hatte das zwar nicht gesagt, aber in diesem Falle fälschte ich ein-



10*

mal die kirchliche Lehre, um die Menzeln leichter zu überzeugen.

Sie wagte keinen Einspruch mehr. Mit Gruseln sah sie auf den schrecklichen Berg. Menzel gedachte, seine Weisheit weiter leuchten zu lassen.

„Ja,“ sagte er, „und der Jesuv steht in den sogenannten wärmeren Ländern, in Ägypten oder gar in Spanien.“

„In Spanien,“ sagte ich, um der Sache eine genauere Fassung zu geben.

Die Menzeln atmete schwer.

„’s eegentlich a recht unchristliches Bild,“ sagte sie.

„Da lossen Se mich oð schnell weiterdrähn,“ sagte ich eifrig, „da kümmt gleich der Kölner Dom dran.“

Doch dagegen protestierte der Schuster. Er wolle den Jesuv sehen. Er fürchte sich gar nicht, sagte er mutig, er sehe so was gern.

„Lästere bloß nich,“ mahnte ihn seine Frau, war aber selbst nur mit Mühe von dem gefährlichen Bilde wegzubringen. Als Menzel kaum vor der Linse Platz genommen hatte, schlug es halb zwei. Und als fröhreifer Geschäftsmann, dem Zeit Geld ist, drehte ich die Kurbel.

„Der Kölner Dom!“ verkündete ich.

Da hatte auch schon die Menzeln ihren Mann am Kragen und zerrte ihn weg. So was Religiöses, sagte sie, könne sie gar nicht erwarten. Menzel machte ein betrübtes Gesicht. Aber als guter Kerl sagte er:

„Gell, Mutter, das is scheen! Siehste die Tirme?“

Und um wieder zu zeigen, daß er ein in allen Wissenschaften bewanderter Mann sei, setzte er erläarend hinzu:

„Der Kölner Dom, das is nämlich 'ne große Kirche, und a liegt in Köln.“

Um als berufsmäßiger Erklärer nicht eine ganz überflüssige Rolle zu spielen, fügte ich bei:

„Ja, und Köln liegt bei Frankreich.“

Das interessierte aber die Menzeln nicht.

„Nee, is das scheen, is das scheen!“ erklärte sie einige Dutzend Mal. Menzel warf sich in die Brust.

„Ja, Mutter, und ich hab' och wos derbeine! Ich hab' amal mit fünf anderen a Kölner Dombaulos gespielt. Das hat'n Taler gekost! Gewunn hab' wir nischte nich, aber ma freit sich doch, wenn se für insser Geld was Anständiges gebaut haben.“

Die Uhr zeigte dreiviertel. Da drehte ich die Kurbel.

„Hinrichtung des Räuberhauptmannes Schinderhannes!“

Menzel fuhr auf. Er hätte ja noch gar nicht den Kölner Dom gesehen, sagte er. Ja, sagte ich, wenn doch die Frau immerzu reingude. Was, sagte die Frau, sie würde wohl für ihr Geld was sehen können! Zurückdrehen müßte ich, sagte der Mann. Das ginge nicht, sagte ich wieder. Und so entstand ein Streit. Um mein Geld nicht zu gefährden, sagte ich noch, die Hinrichtung des Schinderhannes sei das Allerfeinste, was es gäbe.

Da hatte auch das Weib schon wieder die Nase an der Linse und kreischte augenblicklich auf:

„Entersch! Entersch! Entersch! Der Scharfrichter! Und das Blutt! Das Blutt! Da werd' eim ja ganz schlecht! Das kann man sich ja gar nicht ansähn.“

Sie sah sich 's aber doch an. Ausführlich und bedächtig! Menzel, der vor Begierde zappelte, versuchte immer-

fort vergebens, den Platz an der Linse zu erobern. Endlich zog ich der Menzeln die Guckmäste vor der Nase weg und verhalf dem Familienoberhaupt zu seinem Rechte. Das nächste Bild, die Kaiserparade, erregte das Interesse der Frau weniger, dagegen verleitete es den Mann, der es begierig ansah, seine sämtlichen alten Soldatenerinnerungen erzählen zu wollen. Ich kann wahrheitsgemäß angeben, daß ich mit meiner Künstlervorstellung im Menzelschen Hause wahrscheinlich heute noch nicht fertig wäre, wenn ich nicht am Ende mit der den Künstlern eigenen energetischen Rücksichtslosigkeit die Sache beschleunigt hätte. Dabei kam mir zugute, daß in der Guckmäste einige höchst nebensächliche Ansichten waren: so z. B. „Ufer des Lago maggiore“, von dem die Menzeln erklärte, das sei eben blos so ein Wasser mit „Pusch an der Seite“, der „Jupitertempel in Paestum“, der Menzel baufällig und wenig wertvoll erschien, und der „Löwenhof in der Alhambra“, von dem ich als Erklärer nur kurz andeutete, die Löwen seien gar keine richtigen Löwen, sondern bloß ausgestopfte.

Nach einundehinhalb Stunden sagte ich, nun seien wir am Ende. Mein Publikum wünschte einige Nummern „da capo“: die Menzeln den gruseligen Höllen-Vesuv, Menzel den Kölner Dom und die Parade und beide die Exekution des Schinderhannes. Ich aber meinte, nunmehr meine Pflicht erfüllt zu haben, und heischte meinen Sold. „Fünf Pfennige sein a bissel reichlich,“ sagte die Menzeln. „'s is heute Neujahrsheligtag,“ meinte Menzel, „da kann man sich ja amal was antun, aber was runderlassen mußte schon.“

Ich war wütend, ich verachtete dieses Schusterpaar; aber ich war froh, als ich endlich mit Hängen und Würgen vier Pfennige „auf einem Brette“ bar ausgezahlt erhielt. Einen Pfennig müßte er sich schon deshalb abziehen, sagte Menzel, weil er doch den Kölner Dom nicht gesehen habe.

Ich war froh, als ich mit meiner Guckmäste und den vier Pfennigen verschwinden konnte. Kaum war ich aber um die Wegbiegung, da kam mir Menzel feuchten nachgerannt.

„Du — du — wir haben — wir haben ja noch nich — noch nich „Arnsdorf bei Nacht“ gesehn.“

„Arnsdorf bei Nacht“ war ein Witz, den ein entfernter Onkel von mir erfunden hatte. Ich hielt ihn für so glänzend, daß ich gern mit Menzel umkehrte. Abermals stellte ich den Guckkasten auf den Schustertisch, öffnete aber den Schieber nicht, durch den das Licht einfallen sollte. „Arnsdorf bei Nacht!“ sagte ich.

Die Menzeln guckte aufgeregt durch die Linse.

„Ich seh' nischtet,“ sagte sie, rückte hin und her, guckte abwechselnd mit dem rechten und dem linken Auge und putzte die Brille. „Ich seh' rein gor nischtet!“

„Laß mich amal, laß mich amal gucken,“ rief Menzel zappelnd vor Neugierde.

„Nee, nee,“ wehrte die Menzeln, „es könnte ja was Schenierliches sein.“

Und sie strengte ihre Augen wieder maßlos an. Endlich gab sie es auf und gestattete ihrem Eheherrn einen Blick in den Kasten.

„Daz du's aber gleich sagst, wenn was zu sehen is —

gleich und sofort!" befahl sie. Und sie hielt ihn mit zwei Singern hinten am Rockfragen fest, um ihn im Augenblicke der Gefahr rasch entfernen zu können.

Menzel gab sich ehrlich Mühe, etwas zu erspähen, aber auch ihm gelang es nicht. Da klärte ich die beiden endlich auf, daß es sich hier um ein sehr naturgetreues Bild handele; denn in Arnsdorf sei in der Nacht, wenn nicht etwa zufällig der Mond scheine, auch rein gar nichts zu sehen.

„Hm, ja, es stimmt! Es ist richtig!“ sagte der Schuster betroffen. Seine Frau war unzufrieden, tröstete sich aber und sagte: „Na, immerhin haben wir doch das auch noch gesehen, wo wir doch nu mal bezahlt hatten.“

Ich machte Geschäfte. Überall, wo ich mit meinem Wunderkasten erschien, wurde ich mit Freuden aufgenommen, und ich kann zur Ehre der Arnsdorfer sagen, daß ich auf keine so umständliche und geizige Familie, wie die Schusterleute waren, mehr stieß. Nur eine Frage, die fast überall an mich gestellt wurde, war mir unangenehm: „Was sagt denn eigentlich dein Großvater dazu, daß du so in a Häusern rumziehest, oder gar dein Vater?“ Darauf gab ich immer ausweichende Antworten. Ins Mitteldorf, wo der Großvater wohnte, oder gar ins Oberdorf, wo mein strenger Vater residierte, beabsichtigte ich meine Kunstreise ja keineswegs fortzusetzen.

Von den meisten Leuten wurde ich für einen flugen Kerl gehalten; denn ich war dahinter gekommen, daß es vorteilhaft sei, bei der Erklärung von Kunstwerken zu schwinden. Ich gab die merkwürdigsten geographischen,

ethnographischen und naturwissenschaftlichen Berichte. Aber ich stieß auf einen Zweifler, und das war der alte Karsubke. Karsubke hatte sich meine Erklärungen alle schmunzelnd angehört; als ich aber behauptete, der Walfisch fräße mit Vorliebe eiserne Schiffe, kriegte er mich an der linken Ohrmuschel.

„Leug ni gar a so fehr,” sagte er; „denn ich weiß das alles besser!“ Und er wies auf eine Reihe von Büchern, die auf einem Edbrettchen standen.

Ich fühlte mich gedemütiigt und wollte mich unter Verzicht auf meine fünf Pfennige entfernen. Gelehrten Leuten Gußmästenbilder zu erklären, ist eine peinliche Arbeit. Doch Karsubke ließ mich nicht fort, ohne mich vorher noch einmal furchtbar an den Haaren zu ziehen und dabei zu sagen: „Junge, ich wünschte, du wärst meiner!“ Das wünschte ich nun meinerseits nicht, und als mir der Mann beim Abschiede ein funkelndes silbernes Zwanzigpfennigstück schenkte, wurde er mir erst recht rätselhaft.

Ein Stückchen weiter das Dorf hinauf bekam ich eine edle Regung. Da lebte eine arme Witwe, die hieß Lachnit. Sie hatte auch wirklich nichts zu lachen. Seit Jahren war sie gelähmt, stand ganz allein da. Ihr Sohn war in die weite Welt gegangen und im Meere ertrunken.

Ich stolperte die dunkle Treppe zur Lachniten hinauf. Sie erschrak schrecklich über meine Ankunft, wußte auch nichts von unserer Familiengußmäste, was nur bei ihrer gänzlichen Vereinsamung möglich war.

„Lachniten, Sie könn' ganz umsonst neingudden,” sagte

ich und stellte den Guckkasten neben sie aufs Fensterbrett. Sie schlug die welken Hände zusammen und wußte sich gar keinen Rat. Ich rückte ihr den Stuhl bequem und erklärte ihr die Bilder. Sie war ganz außer sich vor Erstaunen und Dankbarkeit. Da kam ein Bild, dem ich bis jetzt wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. „Santa Cruz auf der Insel Teneriffa,“ las ich mühsam ab. Der Lachnitens Auge bekam plötzlich einen stieren Ausdruck.

„Was? — Was ist das?“ fragte sie feuchend.
„Santa Cruz auf der Insel Teneriffa,“ wiederholte ich.
Da fasste sie mich schmerhaft am Arm.

„Santa Cruz — Teneriffa — das is ja dort, wo — wo er — wo unser Emil —“

Sie sah hinein auf die blühende Palmenflur, auf das sonnige Bergeiland und das schimmernde böse Meer.
„Dort — dort — is er — is er ertrunken.“

Und sie lehnte den grauen Kopf an den Guckkasten und weinte bitterlich.

Was hatte ich von Santa Cruz gewußt! Nun stand ich da und sah die alte Frau weinen. In der Verlegenheit klimperte ich in der Hosentasche mit meinem Gelde. Ich hatte das Gefühl, ich müßte es der Frau schenken. Aber ich schämte mich. Nur das Zwanzigpfennigstückel, das ja so klein war, legte ich leise auf die Kommode der Lachnitens. Die wischte sich die Augen ab und sah noch einmal lange auf das Bild. Dann wandte sie sich nach mir um.

„Gelt ja, du, eh ich sterbe, da kommste noch mal und zeigst mir noch mal das Bild.“

Das versprach ich, und dann machte ich mich schleunigst davon.

Ich hatte nun gar keine Lust mehr, mit der Guckmäste weiterzuziehen. Ich mußte immer gegen das Heulen kämpfen. Erst als das Schlittenbergel auftauchte und mich der Siegelt-Karl für zwei Bilder, die ich ihn ansehen ließ, fünfmal auf seinem Schlitten fahren ließ, gewann ich meinen Gleichmut wieder. Auch die alte Spekulationslust stellte sich rasch wieder ein. Auf dem Schlittenbergel war auch mein Todfeind aus der Schule, den ich schon längst einmal tüchtig verprügelt hätte, wenn er nicht leider viel stärker gewesen wäre als ich. Also warb ich den bärenstarken Reinhold Sander an, der augenblicklich ohne jede Kriegserklärung über meinen Feind herfiel, ihn windelweich hieb und dafür den Kölner Dom und den Schinderhannes sehen durfte. Damals glaubte ich, mit Hilfe meines Wunderlastens mir das ganze Dorf botmäßig machen zu können.

Das Ende aber wäre beinahe tragisch geworden. Es war mittlerweile Abend geworden; in den meisten Häusern brannten schon die Lampen. Da landete ich vor dem Gasthaus. Unschlüssig blieb ich stehen. Im Gasthause waren jetzt sicherlich viele Männer. Wenn die alle fünf Pfennige zahlten, war ich einfach ein gemachter Mann. Aber ich hatte Angst vor meinen Vorfahren. Meine Familie war geachtet im Dorfe, und es schwante mir, daß es ihr nicht sehr erfreulich und ehrend sein würde, wenn ihr jüngster Sproß im Dorfe auf Hünspfennigstücke ausging. Doch ich schlug meine Bedenken in den Wind. Ich kannte die Gewohnheiten meines Vaters und Groß-

vaters und vermutete mit Sicherheit beide im Gasthause des Oberdorfes.

Allso trat ich ein. Lampenlicht und Tabakrauch drangen mir entgegen, und ich rief mit heller Stimme ins Lokal: „Guten Abend! Woll'n se vielleicht amal in eene scheene Guðmäste seh'n? Es kost' für jeden fünf Pfennige. Es ist alles drin: der Kölner Dom und Santa Cruz und die Parade und der Schinder —“

„Junge!“

Ich erschrak so, daß ich mich augenblicklich nebst meiner Guðmäste auf die Diele setzte. Der Vater! Und dort saß auch der Großvater.

„Wo kommst du denn her?“ fragte mein Vater, rot vor Zorn.

In der Angst gestand ich alles.

„Na da — da komm amal mit mir nach Hause!“

„O du liebes Vaterhaus! Ich fing greulich an zu heulen. Da kamen der Großvater, der Regelbauer, der Fleischer, der Tischler und noch viele andere, und sie nahmen alle Partei für mich. Das wäre doch ganz famos, daß ich mit der Guðmäste käme! Sie redeten alle auf meinen Vater ein und sagten soviel Gutes und Achtbares von mir, daß er sich beschwichtigte und ich tatsächlich mein Wandermuseum vorführen konnte.“

Der Erfolg war durchschlagend. Es regnete Geld „für die Sparbüchse“, und der Regelbauer gab mir sogar einen Himbeersaft und eine „doppelte Liebe“ zum besten, die ich mit einem leisen Gefühl von Schadenfreude gegen meinen Vater in würdiger Männergesellschaft austuepte. Nur, als mich nach einiger Zeit der Vater

abermals aufforderte, mit ihm heimzugehen, kamen mit trotz seines nunmehr ganz freundlichen Tones wieder lebhafte Bedenken. Da war ja noch die Mutter, von der ich auch nicht recht wußte, wie sie die Sache auffassen würde. Und mir das ganze Heer meiner Zechkumpane als Schutzpatrone mitzunehmen, war doch nicht möglich.

Der gute Großvater half mir aus der Not. Er sagte, ich schließe diese Nacht bei ihm. Sicherheitsshalber! Also wanderte ich mit ihm heim. Da es sehr kalt geworden war, trug er mir die Gedämste. Ich erzählte ihm alles noch einmal, und er sagte: „Es ist ganz gutt, schon wegen der Lachniten.“ Ehe wir aber in Großvaters Gehöft einbogen, griff er in meine Hosentasche und sagte:

„Gib amal a Stübelsschlüssel her! Ich hab's heute mittag recht gut gespürt, wie du mir'n rausgenommen hast.“ Gespürt hat er's! Ja, ja, der Großvater! Das verrate ich aber jetzt erst; denn unser Arnsdorfer Indianerklub hat sich schon längst aufgelöst, und ich wüßte heutzutage mit dem Ehrentitel „Die leise Pforte“ nichts Rechtes mehr anzufangen.

Mein Roß und ich

Ich ging nicht in die Schule — ich ritt! Ich konnte mir das leisten, denn ich hatte ein Roß, das nicht rechnen konnte. Wenigstens kam es nie hinter die verzweiften Schliche der indirekten Regeldetri. Bei „zehnstündiger Arbeitszeit“ arbeiteten nach Meinung meines Rosses die bekannten „sechs Arbeiter“ an dem bekannten „Graben“ immer zehn mal so lange als bei einstündig. Dieses Roß hieß Reinhold Sander, war zwei Jahre älter und zwanzigmal so stark als ich und im übrigen der gutmütigste Schuljunge von der Welt. Jeden Morgen erschien mein Roß in meiner großväterlichen Wohnung, stopfte sich schnell einen Apfel, oder was etwa sonst Genießbares auf dem Fensterbrett lag, in die Hosentaschen, setzte mich auf seine Schultern und trabte mit mir zur Schule, wo es mich auf meinem Platz sänftiglich absetzte.

Dafür machte ich meinem Rößlein in der Rechenstunde die tadellossten „Bruchansäße“.

Eines schönen Maimorgens ritt ich nun gerade zur Schule, stolz wie Darius zur Schlacht, als uns ein Mann begegnete, den sowohl mein Roß als ich nach dem ersten prüfenden Blicke als einen „Stadtflieger“ einschätzten. Als „Stadtflieger“ galt damals in meinem Held-, Strauch- und Wiesendorfe ohne weiteres jeder städtisch gekleidete Mensch, der sich in seiner Gemarkung blicken ließ. Kam einer daher, der einen Kragen und einen Schlipps

umhatte — „Stadtſlechter“; kam eine, die eine Bluse und einen Hut trug, — „Stadtſlechterin“. Dieser Mann nun war bestimmt ein „Stadtſlechter“, denn er hatte sogar einen Sommerüberzieher an.

„Nanu, nanu,“ machte der Fremdling verwundert und musterte uns, „wo geht die Reise hin?“

„In die Schule!“ sagte ich und fuchtelte siegesgewiß mit meinem breiten Lineal wie mit einem Kriegsschwert.

„Aber Junge, warum gehst du denn nicht zu Fuß? Kannst du denn nicht laufen?“

„Besser als Sie!“ sagte ich frech. Der Fremdling erzürnte sich und schnauzte mein Roß an:

„Wirf doch den Bengel ab! Wirfst dich doch nicht mit ihm abrakern!“

Mein Roß schüttelte die Mähne und stieß Dampf aus den Nüstern. Dann sagte es:

„Er lässt mich die Regeldeutsch-Aufgaben abschreiben, und überhaupt geht Sie das 'n Quarf an.“

Nun raste der fremde Wandermann und wollte mit seinem dünnen Spazierstock meinem Roß eins auf den sogenannten Bug geben. Das aber schlug nach hinten aus, schlug in eine Pfütze, bespritzte den Fremden von oben bis unten und setzte sich in Galopp mit mir.

Als wir ein Stück davon waren, sang ich mit lieblicher heller Stimme: „Stadtſlechter! Stadtſlechter!“ und mein Roß wieherte und wieherte deutlich auf den Text „Stadtſlechter! Stadtſlechter!“

An diesem Tage aber hatten wir in der ersten Stunde biblische Geschichte. Da ich zu Hause vergessen hatte, die „Bibel“ zu lernen, wollte ich auf den Vorzug, sie

vortragen zu dürfen, lieber verzichten und bat daher gleich nach Anfang der Stunde den Lehrer, „mal austreten“ zu dürfen. Er brummte etwas von „ewigem Gelaufe“ und ließ mich ziehen. Darauf trat ich dreiviertel Stunden lang „aus“. Als ich vermutete, daß die biblische Gefahr vorüber sei, näherte ich mich wieder behutsam der Schulstubentür und hörte da folgenden Meinungsaustausch.

„Es heißt nicht Frau Putiphär, es heißt Frau Potiphar!“ „Herr Schulinspektor!“ hörte ich unseren Lehrer bescheiden einwenden, „bei uns in der katholischen Bibel schreibt sich die Frau mit u.“

Mir aber wurde plötzlich an der Schulstubentüre so bekommen zumute, daß ich meinte, jetzt müsse ich wirklich mal austreten. Also verschwand ich noch auf fünf Minuten nach dem Hofe, dann aber trieb mich mein Pflichtgefühl und eine düstere Ahnung nach dem Klassenlokal.

Heiliger Himmel, der plötzlich anwesende Kreisinspektor war tatsächlich unser „Stadtslecker“. Kaum erblickte er mich, so machte er auch schon den Singertrumm, winkte und sagte: „Komm mal her, du Schwede!“ „Wo warst du denn bis jetzt?“

Ich sagte, ich sei ja nur schnell mal austreten gewesen. „Schnell mal austreten — so! Du Range! — Über eine halbe Stunde bin ich schon hier. Wo warst du so lange, Schlingel — he?!"

Ich stotterte etwas von einer unheimlichen Bauchfrankheit, die ich hätte; er aber ergriff mich an den Ohren und begann in höchst lästiger und fataler Weise

daran herumzuschrauben. Trotzdem hörte ich, wie mein Ross leise und zornig ausschnaubte; denn mein Ross liebte mich. Ich bekam noch eine ungewisse Anzahl von Ohrfeigen und konnte mich dann setzen.

Der Herr Schulinspektor hielt nun eine donnernde Strafrede über die Roheit von Dorfkindern Fremden gegenüber, was ich mit äußerer Zeränirschung und innerer Gleichgültigkeit anhörte.

Am Schlusse sagte er: „Der kleine Bengel dort ist zu faul, um in die Schule zu laufen; er reitet auf dem langen, starken Labander, der neben ihm sitzt, und lässt ihn dafür die Rechenaufgaben abschreiben.“

Ein vernichtender Blick traf unseren herzensguten Lehrer. „Herr Schulinspektor, der Reinhold Sander ist einer meiner schwächsten Rechner, aber sonst ein guter Junge.“ Das alles galt nichts.

„Sander heißt der Bursche? Sander, komm mal raus an die Wandtafel. Nimm die Kreide und schreibe auf: 6 Arbeiter arbeiten über einem Graben von 175 m Länge, $1\frac{1}{2}$ m Breite und $\frac{3}{4}$ m Tiefe 18 Tage bei täglich zehnstündiger Arbeitszeit. Wie lange arbeiten 25 Arbeiter an einem Graben von 300 m Länge, $1\frac{1}{2}$ m Breite und $\frac{1}{2}$ m Tiefe, wenn sie täglich nur 8 Stunden tätig sind?“

O, du armes Ross! Ich sah, wie seine Mähne sich sträubte, wie schwerer Atem durch seine Nüstern drang und seine Läufe zitterten.

Aber der Herr Kreischulinspektor hatte seine Rechnung ohne den Telegraphen gemacht. Wenn mein Ross

an die Wandtafel gerufen wurde, machte es zuerst einen mächtig langen Bruchstrich. Mein Roß wußte totsicher, daß zu einer Regeldetriaufgabe ein Bruchstrich gehört; es wußte lediglich nicht, was bei dem Bruchstrich obenhin und was untenhin kommt. Dann aber galt folgende Telegraphie:

Ich setze meinen Schieferstift scharf wie zu einem Punkt auf die Schiefertafel (heißt: Reinhold, dieses „Glied“ mußt du über den Bruchstrich setzen).

Ich mache einen quietschend langen Strich (heißt: das kommt unter den Bruchstrich).

Einmal hüsteln heißtt: jetzt mußt du „kürzen“.

Zweimal hüsteln heißtt: es läßt sich noch weiter „kürzen“.

Schneuzen bedeutet: die Sache ist falsch.

Kurzes Scharren bedeutet: „alles richtig!“

Das Wunder geschah: Reinhold Sander rechnete die schwere Aufgabe völlig richtig. Als der Herr Schulinspektor, der inzwischen die anderen Kinder mündlich weiter geprüft hatte, an der Tafel das richtige Resultat sah, war er verwundert und sagte zum Lehrer:
„Aber, der Kerl kann ja rechnen; der kann ja ausgezeichnet rechnen!“

„Einer meiner schwächsten Rechner, Herr Schulinspektor.“

„Schon gut, ich sehe, das Rechnen klapppt!“

Und er machte für den Lehrer eine gute Note ins Protokoll. Die Stimmung des Schulgewaltigen schlug überhaupt sichtlich zum Besseren um, und ehe er um $\frac{1}{2}11$ ging, schraubte er mein Roß und mich nur noch einmal ganz leise und zärtlich an den Ohren und schied dann in Gnaden.

Als um 12 Uhr die Schule aus war, bestieg ich mein Roß und ritt als ein Sieger heimwärts. Die kleinen Blessuren, die ich erlitten hatte, taten meinem Triumph keinen Eintrag. Ich streichelte mein treues Roß, und als wir ein Stück das Dorf hinauf waren, sangen wir in der Freude unseres Herzens gemeinsam: „Stadt-Nieder! Stadt-Nieder!“

Auf einmal — wie wenn wir den Rübezahl gerufen hätten und der fürchterliche Berggeist plötzlich vor uns stünde, tauchte der Schulinspektor aus einem Seiten-gäßchen auf. Wir hatten geglaubt, der Mann sei längst nach der Stadt zurück, und nun war er noch in der evangelischen Schule gewesen und noch im Dorfe.

Den bösen Geist sehen und vom Pferde fallen war eins. Der Herr Schulinspektor tobte. Da aber viele Feldarbeiter vorbeigingen und schmunzelten, fühlte er, daß er keine günstige Rolle spiele, wenn er sich mit uns beiden in einen Straßenkampf einließe, und herrschte uns also an: „Marsch, nach der Schule zurück! Dort werdet ihr dem Herrn Lehrer sagen, was ihr getan habt. Er wird euch augenblicklich bestrafen. Ich gehe jetzt hier ins Wirtshaus, um meine Sachen zu holen. In einer Viertelstunde seid ihr vor dem Gasthaus. Wehe euch, wenn ihr meinen Befehl nicht ausführt!“

Wir gingen nach der Schule zurück. Ja, ich muß es eingestehen, ich ging zu Fuß; ich ritt nicht. Heimlich schllichen wir nach der Schulstube. Die war ganz leer. Aber der Lehrer bemerkte uns bald.

„Was wollt ihr denn noch?“

Da stotterte ich, ich hätte mein Lineal vergessen. Das Lineal war das wichtigste aller meiner Schulutensilien, denn erstens brauchte ich es als Waffe und zweitens fürs Freihandzeichnen.

„Geht nur jetzt nach Hause!“ sagte der Lehrer.

Da glaubte ich, wir sollten ihm gehorchen und ihm weiter keinen Kummer machen, und wir gingen. Meinem Roß war dabei nicht ganz wohl. Aber draußen belehrte ich es über meinen Feldzugsplan, und wir gingen also zum Gasthaus, vor dessen Tür wir ein jämmerliches Geheul anfingen. Ich weinte bitterlich, und mein Roß strich sich fortwährend mit seinen Vorderhufen den Bug. Der Herr Schulinspektor kam erschrockt herausgestürzt.
„Na, heult nicht so! Ihr macht mir ja das ganze Dorf rebellisch. Es sind Leute im Gasthaus. Der Lehrer hat euch wohl etwas zu stark geübt?“

Wir heulten noch lauter.

„Jungens, seid still! Daß er euch so stark bestrafe, wollte ich ja nicht. Na, hört doch schon auf mit eurem Geheule! Es sind doch Leute im Gasthaus. Was sollen die sich denn denken!“

Mein Roß schrie förmlich.

Dem Schulinspektor war die Sache furchtbar peinlich; denn er hatte sein Amt erst angetreten und wollte nicht in den Ruf eines Kinderquälers kommen.

Da schenkte er uns 10 Pfennige, sagte, wir seien ja sonst nette Kinder, auch fleißig in der Schule, hätten ihm Freude gemacht; da sollten wir also in Zukunft ein

höflicheres Straßenbenehmen an den Tag legen, jetzt sofort ruhig nach Hause gehen und uns für die 10 Pfennige was kaufen.

Die 10 Pfennige nahm das Roß in Verwaltung und kaufte am Nachmittag drei Zigarren dafür. Jeder rauchte eine, die dritte rauchten wir zusammen. Wir saßen dabei auf unserem Windmühlberg, sahen nach der Kreisstadt hinüber und sangen aus vollen Lungen: „Stadtleider! — Stadtleider!“

Wie ich Dichter wurde



Als ich dreizehn Jahre alt war, war ich wieder einmal von meinem Großvater zu meinen Eltern übergesiedelt. Es hieß, daß das sehr heilsam für mich sei, da der Großvater mich greulich „verziehe“, insonderheit mich nicht zu der geringsten Arbeit anhalte. Unter „Arbeit“ wurde in unserem Dorfe natürlich nur die körperliche

Betätigung verstanden, die mir allerdings der Großvater zärtlich vom Leibe hielt. Und ich stimmte mit ihm so ganz und gar überein, daß in Arnsdorf ein Verslein entstand, das vergleichsweise auf jeden Nichtstuer angewandt wurde: „Er ist so faul wie Keller Paul.“

Wer diesen Vers gedichtet hat, weiß ich nicht; aber das ganze Dorf lernte ihn auswendig. Mein Großvater und ich hielten ihn für blödsinnig und verachteten ihn. Ich hasste die Arbeit keineswegs. Der Großvater war fleißig von früh bis spät, und ich sah ihm gern und sachverständig zu und war immer in seiner Nähe, manchmal mit einem Buch beschäftigt, viel öfter nur mit meinen Gedanken. Und wenn ich mir eine Geschichte ausgedacht oder gar ein Gedicht gemacht hatte, dann war er der erste, dem ich alles hersagte, und dann pfiff er leise vor sich hin. Das war seine Anerkennung. Er sagte nie ein Lob, nie

einen Tadel; er pfiff oder er pfiff nicht; es war gut oder es war schlecht.

Mein Vater war strenger. Er meinte, daß eine straffe Zucht einem Buben nichts schade, zumal wenn er ein so verträumter Geselle sei wie ich. Und wenn ich mir's heute überlege, so hatte der Vater recht, und der Großvater hatte auch recht.

Eines Tages also nahm mich der gestrengste Herr Vater wieder in eigene Regie und beschloß, wie weiland Pharaos mit den Israeliten getan hatte, mich „zu schweren Arbeiten anzutreiben“. Es wurde damals bei uns ein kleiner Schuppen niedergerissen, und es sollte ein neuer an seine Stelle gesetzt und dazu sollten die noch brauchbaren Ziegelssteine des alten mitverwandt werden.

Wer jemals alte Ziegel, die von rauhem, grauem, greulichem, abscheulichem, beklecktem und bedrecktem Kalk starren, gesehen hat, der weiß, daß sie zu den größten Scheußlichkeiten der Welt gehören. Mein ganzes Empfinden empörte sich bei ihrem bloßem Anblick, und ein tödliches Grauen durchfuhr mich, als mein Vater auf den großen Ziegelhaufen wies, mir einen Maurerhammer übergab und sprach:

„Die Ziegel wirst du abkratzen! Der ganze alte Kalk muß runter! Wenn von einem Ziegel noch die Hälfte da ist, kann er noch gebraucht werden. Kleine Scherben kannst du beiseite werfen. In einer halben Stunde komme ich nachsehen, wie weit du bist.“

Nach dieser Instruktion ging er von dannen. Ich setzte mich auf den Ziegelhaufen und fing in ohnmächtigem

Schmerz und Zorn an zu schluchzen. Ich hatte das Gefühl, daß mir eine entsetzliche Schmach angetan wurde. Ich nahm einen Ziegel in die Hand, ließ ihn aber gleich wieder fallen; denn es war mir, als ob ich einen Igel angegriffen hätte. Schließlich band ich mir das Taschentüchlein um die linke Hand, mit der ich den Ziegel halten mußte, und schlug mit der Rechten mühsam den Kalk von ihm los.

Ich kam mir jämmerlich vor. Noch vor einer Woche hatte ich zwei Gedichte: „Die Träne“ und „Erinnerung“ an die Berliner „Dichterlaube“ eingeschickt, und jetzt brachte ich Ziegel ab! Die „Träne“ tropfte auf alten Kalk, der so tot war, daß er nicht einmal grimmig aufzischen konnte, und nur die „Erinnerung“ an eine verlorene glückliche Zeit war mir geblieben. Ich kam in großen Zorn.

Was gab es doch für prachtvolle Väter in unserem Schullesebuch! Zum Beispiel der, der gesagt hatte: „Sohn, hier hast du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer.“ Hatte mir mein Vater einen Speer gegeben? Einen Maurerhammer hatte er mir gegeben. Oder jener andere Vater, von dem es so schön hieß: „Ich war ein kleines Büblein, stand fest kaum auf dem Bein, da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein.“ In das Meer! Mein Vater hatte mich nicht in das Meer gesetzt, sondern auf einen Ziegelhaufen! Oder gar jener Vater, der mit seinem Sohne auf die Königsschlößer singen ritt. „Nun sei bereit, mein Sohn, denk unserer tiefsten Lieder, schlag' an den vollsten Ton.“ Der „Ton“, den ich hier „anschlagen“ konnte,

war das greuliche Knirschen des Maurerhammers auf den rauhen Ziegeln.

Eine Mut packte mich. Es fiel mir ein, ich könnte austreifen, fortlaufen in alle Welt. Vielleicht ein Robinson werden auf einer grünen Insel. Aber ich kannte Geographie genug, daß ich wußte, von meinem schlesischen Arnisdorf bis nach Hamburg sei ein weiter Weg, und nur in Hamburg könne ich ein Schiff finden, das etwa geneigt sei, mich aufzunehmen und dann vor einer grünen Insel zu scheitern.

Und so saß ich da und bekratzte die halben, die dreiviertel und die ganzen Ziegel, während ich die kleinen Scherben nach der Instruktion beiseite warf.

„Jesus, sieh amal! Der Keller Paul krafft Ziegeln ab!“ Zwei Schulkameraden waren es: der Bänisch Gustav und der Siegelt Karl. Wo kamen die nur her? Sonst mußten sie fleißig sein, sogar aufs Dominium mußten sie „auf Arbeit gehen“. Heutebummelten sie. Sie kamen in unseren Hof und stellten sich mit den Händen in den Hosentaschen vor mir auf wie die Grafen.

„Nu, was fällt'n dir ein?“ fragte der Bänisch Gustav, „daß du amal was tust?“

Ich machte eine vergnügte Miene.

„Ach, wir bau'n 'n Schuppen, und da läßt mich mein Vater a bissel Ziegeln abpußen. Das macht viel Spaß!“

„Na, da würd' ich mich schön hüten,“ sagte der Siegelt Karl, „ich geh lieber in a Sörsterteich baden.“

„Ja, wir reisen ins Bad!“ sagte Bänisch stolz und hochdeutsch.

Ø, diese Saftnasen! Das Hemde hing ihnen zu den Hosen

heraus, aber sie bummelten und „reisten ins Bad“ wie die Grafen. Ich sagte, alle Kinder seien nicht so faul wie sie beide, und sie sollten mich, bitte, nicht bei der Arbeit stören.

Da gingen sie und sangen draußen vor dem Tor:
„Wir sind so faul wie Keller Paul!“

Daß ein verspotteter Arbeiter wütend werden kann, daß ein Mann der werktätigen Hand, der von flanierenden Nichtstuern verhöhnt wird, grob wird, das wird jedermann einsehen. Ich warf also einen halben Ziegel nach den Müßiggängern, traf sie zwar nicht, meinte aber immerhin etwas Rechtes zur Verteidigung angegriffenen Fleisches getan zu haben.

Da erschien mein Vater. Ich fragte ihm, daß ich hier geradezu zu Hohn und Spotttafel auf dem dummen Ziegelhaufen säße; er aber sagte: „Ja, das is, weil du sonst so faul bist. 's war höchste Zeit, daß du amal was tufst, du wirst mir sonst zu a großer Spanifantel!“

Und wieder war ich allein. So ging das nicht weiter, das war klar! Irgend etwas sollte geschehen! Etwas Gräßliches! Ich beschloß, mich selbst zu verstümmeln. Ich wollte mir mittelst eines gewaltigen Schlages mit dem Maurerhammer den Daumen der linken Hand zerschmettern, mich dadurch zum arbeitsunfähigen Invaliden machen, meine Eltern in Sorge und Gewissensqualen stürzen und sie außerdem zwingen, aus unserer Kreisstadt Schweidnitz den teuren Doktor holen zu lassen. Gedacht — nicht getan! Denn als ich den linken Daumen auf einen Ziegelstein hielt und mit der hammerbewaffneten Rechten zum vernichtenden Schlag ausholte,

geschah es — daß ich im letzten Augenblick den Daumen wegzog und nur den Stein zertrümmerte.

Ich betrachtete den in Scherben liegenden Stein. Die rechte Hand hatte ihre Pflicht getan, die linke dagegen nicht. Die rechte Hand war tapfer, die linke war feig. Ich wunderte mich über mich selbst und nutzte meinen linken Daumen ab, der in so gräßlicher Gefahr geschwebt hatte. Ich fühlte ordentlich, wie er weh tat. Dann sah ich wieder auf den zerborstenen Ziegel. Er war ein stattlicher Bursche gewesen. Ihn zu säubern, ihn in den adretten Zustand gebrauchswürdiger Ziegel zu versetzen, würde eine saure Arbeit gewesen sein. Nun lag er in Trümmern, und ich konnte seine Scherben instruktionsgemäß beiseite werfen.

Daz̄ mir dabei ein großes Licht aufging, war klar. Wenn ich jetzt einen Ziegel erwischte, von dem ich vermutete, daß seine Säuberung umständlich und verdrießlich sein könnte, so legte ich ihn durch einen tūhnen Hieb in Trümmer und warf die Scherben beiseite.

Daz̄ mich bei diesem Heldenwerk mein Vater beobachtete und erwischte, lag ganz in dem Kismet dieses kohlenschwarzen Unglückstages. Er fuhr zornig daher, hielt mir meine Untat vor und sagte, ich solle augenblicklich mit ihm „rein in die Stube“ kommen. Was das zu bedeuten hatte, wußte ich. Er war durchaus kein Tyrann und auch gerecht, ja, ich hatte bisher nur zweimal im Leben von ihm Prügel bekommen. Aber daz̄ jetzt aller guten Dinge drei werden würden, war mir klar. Ich verlegte mich aufs Heulen und Bitten und stand in erbärmlichstem Zustand vor ihm. Er blieb streng und unerbittlich.

„Wart', du Schlingel, jetzt kommt's aber mal ordentlich —“
„An Herrn Paul Keller! —“

Der Mann, der den angefangenen väterlichen Straf-
satz so unerwartet höflich vollendete, war der Briefträger.
Er kam just im kritischen Moment durchs Hoffürchen
und brachte einen Brief.

„An Herrn Paul Keller,“ wiederholte er lächelnd.
Mein Vater besah den Brief, schüttelte den Kopf und
sagte: „Ich heiße August.“

„Und der Großvater heißt doch Johann,“ sagte der Brief-
träger, „also wird wohl der da gemeint sein.“

Und er wies auf mich. Ich machte einen langen Hals,
las auf der Adresse meinen Namen, darüber gedruckt
„Deutsche Dichterlaube, Berlin“ und stieß einen Schrei
aus und rief:

„Das ist mein Brief!“

Und griff nach dem Briefe mit gieriger Hand.

„Da woll'n wir mal sehen! Da komm mal mit rein in
die Stube!“ sagte der Vater.

Ich zitterte vor Aufregung, ich schrie immerfort, das
sei mein Brief, den wolle ich selbst haben, ich vergaß alle
Angst und suchte dem Vater den Brief zu entreißen.
Er hielt ihn fest, öffnete den Brief und las halblaut:

An Herrn Paul Keller

Hochwohlgeboren

Arnsdorf, Kreis Schweidnitz, Schlesien.

Ihre zwei eingesandten Gedichte „Die Träne“ und
„Erinnerung“ haben unseren Beifall. Sie werden in

einer der nächsten Nummern der „Dichterlaube“ erscheinen. Weitere Einsendungen sind uns willkommen.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst

Die Redaktion der „Deutschen Dichterlaube“.

Ich schluckte und ächzte, ich griff nach dem Wunderbriefe, und Tränen ließen mir übers Gesicht. Der Vater fragte, ob ich denn etwas da „hingeschickt“ hätte. Ich vermochte kaum, es zu bejahen. Da schob er den Brief wieder ins Kouvert und sagte betroffen: „Das hätte ich nicht gedacht!“

Einen „hochwohlgeborenen Herrn Dichter“ durchzuhauen, wagte er nun nicht mehr. Er rief die Mutter, zeigte ihr den Brief und sprach leise mit ihr.

Endlich gab er mir den Brief und sagte:

„Na, da geh' zum Herrn Lehrer König und zeig ihm den Brief, und dann kannst du wieder zum Großvater gehen. Die Ziegel wird jemand anders abkratzen.“

Das war schön von ihm.

Wie in seligem Traume ging ich die Dorfstraße hinab. Der Bänisch Gustav und der Siegelt Karl begegneten mir. Sie kamen vom Baden. Sie spotteten, daß ich meine Arbeit schon wieder beendet habe. Da zeigte ich ihnen stumm meinen Brief. Sie buchstabierten ihn durch und verstanden nicht viel davon, aber sie waren plötzlich stiller und gingen freundlich mit mir bis zur Schule.

Der Lehrer König war ein junger Mann, der mir Privatstunden gab und dem ich viel freie, reiche Jugendent-

wicklung verdanke. Er freute sich über seinen Schulbuben.

Am schönsten war's aber doch beim Großvater. Der alte Mann arbeitete auf seinem Felde.

„Großvater, denk' amal an: von mir werden zwei Gedichte in Berlin gedruckt!“

Ich hielt ihm den Brief hin. Da wischte er sich erst die Hände ab, ehe er das weiße Papier nahm. Dann las er, und ein Leuchten brach aus seinen Augen unter den buschigen Brauen, und ein leises Pfeifen stieg wie eine goldene Melodie in die sommerliche Luft.

Ich aber legte mich glückselig auf den Feldrain und grub meine arbeitsmüden Hände ins weiche, grüne Gras.



109 007

~~109 007~~

ROTANOX
oczyszczanie
VIII 2011

KD.14345

nr inw. 18265